

Eugen Sorg über den gefeierten Scharlatan Ta-Nehisi Coates

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 14 – 7. April 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Frühling:  
Eine Hymne  
auf den Minirock



## Die neuen Bonzen

Fette Löhne, hohe Pensionen, goldene Fallschirme:  
So schön haben es Schweizer Beamte.





TRAUE KEINER  
BODENHEIZUNG  
ÜBER 25.  
SANIEREN STATT  
ERSETZEN.

Ist Ihre Bodenheizung älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass die Rohre schon spröde und verschlammte sind. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Spülungen und einfache Reinigungen führen nach kurzer Zeit häufig zu noch grösseren Problemen. Unser HAT-System hingegen versetzt Ihre Bodenheizung wieder in den Neuzustand. Günstig und ohne Baustelle.

**Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:**  
[www.naef-group.com/bodenheizung](http://www.naef-group.com/bodenheizung) oder **0800 48 00 48.**

 **Naef**  
GROUP

Wenn Bundesbeamte frühzeitig oder überraschend abtreten, dann folgt darauf in der Regel eine gesalzene Rechnung an die Steuerzahler. Das jüngste Beispiel ist Korpskommandant André Blattmann, den der neue Verteidigungs-



**Vergoldeter Abgang:** André Blattmann.

gungsminister Guy Parmelin (SVP) per Ende Jahr, zwölf Monate vor Erreichen des Pensionsalters, in den Ruhestand schickt. Er erhält eine Abgangsschädigung in der Höhe eines Jahressalärs von geschätzt 350 000 Franken. *Weltwoche*-Autor Christoph Mörgeli hat eine Galerie von vergoldeten Abgängen beim Staat zusammengestellt, und Wirtschaftsredaktor Florian Schwab geht der grundsätzlichen Frage nach: Wie komfortabel sind die Anstellungsbedingungen beim Bund im Vergleich zur Privatwirtschaft? **Seite 32**

In Mailand tut sich was. Wenn Giorgio Armani, Karl Lagerfeld und Donatella Versace von Renaissance schwärmen, verdient das eine Schlagzeile. Stimmt Scala-Direktor Alexander Pereira mit höchsten Tönen in die Lobeshymne ein, lässt das aufhorchen. Preist Italiens Anti-Korruptions-Zar Raffaele Cantone Mailand auch noch als «moralische Hauptstadt», dann ist das eine Reise wert. Drei Stunden südwärts auf dem Schienenstrang braust ein Fest der Musen, Galerien und Baukunst. Impresario der Modernisierungsgala ist ein gestandener Kommunist. «Ich habe mich nicht verändert», beteuerte Mailands Bürgermeister Giuliano Pisapia in seinem feudalen Amtssitz im Palazzo Marino und weihte Urs Gehrig in seine wunder-

same Vermählung von Kapital, Kunst und Kommune ein. **Seite 44**

Seit etwa einem Jahr hat der sogenannte Islamische Staat (IS) in Syrien und im Irak keine grössere Schlacht mehr gewonnen. An allen Fronten ist Rückzug angesagt, und bald schon könnten die Tage des «Kalifats» gezählt sein. Genau aus diesem Grund hat der IS international expandiert, in Asien und in Afrika. Am weitesten haben es die Steinzeitislamisten dabei in Libyen gebracht. Die Schwäche seiner Gegner und der Unwillen einiger libyscher Milizen, die Terroristen entschieden zu bekämpfen, haben den Extremisten an der Mittelmeerküste Auftrieb verliehen. Dennoch ist die Situation eine ganz andere als im Gebiet von Euphrat und Tigris. In Libyen stossen radikale islamistische Ideologien auf wenig Gegenliebe in der Bevölkerung. Zweimal schon haben die Wähler den Islamisten an der Urne eine blamable Abfuhr beschert. Mit der neuen, eben erst in Tripolis gelandeten und international anerkannten Regierung könnte es quasi in letzter Minute gelingen, den nordafrikanischen Brückenkopf des IS zu zerstören – wenn das Ausland nicht weiterhin tatenlos zuschaut. **Seite 48**

In 67 Tagen beginnt für die Schweizer Fussballnationalmannschaft mit dem Bruderduell gegen Albanien die Euro 2016. Die Vorfreude hält sich in engen Grenzen. Die Spieler machen den Eindruck, als sei die Landesauswahl für sie eine lästige Pflicht, und ihr Trainer scheint mehr Energie in die eigene Karriereplanung zu investieren als in die Motivation seines Personals. Je länger, je mehr erhärtet sich der Verdacht: Vladimir Petkovic ist der falsche Mann am falschen Ort. Thomas Renggli blickt hinter die Kulissen. **Seite 40**

*Ihre Weltwoche*

**GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?**

---

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.



**SEEKLINIKBRUNNEN**

Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | [www.seeklinik-brunnen.ch](http://www.seeklinik-brunnen.ch)

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Tom Kummer,  
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*),  
Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*),  
Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempfer,

Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# BURAIN<sup>2</sup>

RÜSCHLIKON<sup>2</sup>



## Das Bijou von Rüschnikon

- 2.5 bis 4.5-Zimmer-Eigentumswohnungen
- Zweistöckiges Penthouse
- Traumhafte Aussicht auf See und Berge

[www.burain2.ch](http://www.burain2.ch)

## Bauherr/Verkauf/Kontakt

Meili Unternehmungen  
Seestrasse 99a, CH-8702 Zollikon  
Irmgard.Planzer@meili-unternehmungen.ch  
Telefon 044 396 99 79

**meili**unternehmungen

Wir setzen Akzente.

# Schande

Der Bundesrat bricht die Verfassung. Viele Parteien machen mit. Von Roger Köppel

Was gilt die Bundesverfassung in Bern? Erstaunlich wenig. Wie verhandelt der Bundesrat mit Brüssel? Er lässt sich erpressen. Das belegt ein aktuelles Beispiel.

Es geht um die Erweiterung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien. Der Bundesrat lehnte die Forderung der EU bisher standhaft ab. Eine Ausdehnung sei mit dem Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung «nicht kompatibel», weil verfassungswidrig. Das oberste Gremium gab sich kategorisch. Brüssel tropfte ab.

Das war einmal. Inzwischen hat der Bundesrat seine Position rabiat geräumt. Er will das Personenfreizügigkeitsabkommen jetzt doch auf Kroatien erweitern. Von Verfassungswidrigkeit ist keine Rede mehr. Die meisten Parteien kriechen hinterher. Auf die Verfassung, die ihnen ausdrücklich verbietet, die Personenfreizügigkeit auf neue Länder auszudehnen, pfeifen sie. Statt die Zuwanderung zu begrenzen, wird sie auf ein Land ausgeweitet, das gut viermal mehr Arbeitslose als die Schweiz aufweist mit einer beträchtlichen Diaspora, die bereits hier lebt.

Der Bundesrat sagt, er habe seine Meinung geändert, weil sich eine «neue Ausgangslage» ergeben habe. Die «neue Ausgangslage» besteht darin, dass der Bundesrat aufgrund einer neuen Interpretation eines Artikels im Personenfreizügigkeitsabkommen von der vagen Hoffnung beseelt wird, es könne eine Einigung mit der EU über eine «eilvernehmliche» Umsetzung des Volksentscheids geben. So jedenfalls erzählt es Justizministerin Sommaruga seit Monaten.

Diese Hoffnung jedoch, ergänzt die reizbare Magistratin, sei höchst unsicher, unbestimmt, keineswegs konkret, insgesamt sehr schwierig und verschwommen, aber ein Lichtspalt, eine «Piste» öffne sich angeblich. Die Rede ist von Artikel 14.2. des Freizügigkeitsabkommens. Er besagt, dass man sich mit der EU in Notfällen auf eine vorübergehende Begrenzung der Zuwanderung «eilvernehmlich» verständigen könne. Vielleicht.

Es ist eine Schande: Die nebelhafte Aussicht auf die Hypothese einer höchst unsicheren Variante einer denkbaren Verständigung; der blasse Schimmer einer unwahrscheinlichen Einigungseventualität ist für den Bundesrat bereits jene «neue Situation», mit der er sich zu einem Verfassungsbruch ermächtigt. Und natürlich ist es ein Verfassungsbruch, denn genau so hat der Bundesrat die Erweiterung der



«Nebelhafte Aussicht auf eine Hypothese.»

Personenfreizügigkeit auf Kroatien selber genannt, bevor er seine obskure «Piste» nach Brüssel entdeckt zu haben glaubte. Die blosser Andeutung der Möglichkeit eines theoretischen Entgegenkommens seitens der EU reicht, dass unsere Regierung umfällt. Und die meisten Parteien fallen mit.

Warum? Weil sich Bundesbern erpressen lässt. Das ist keine überspannte Deutung, sondern eine nüchterne Beschreibung der Fakten.

Als die Regierung kurz nach der Volksabstimmung im Februar 2014 der EU die Nichtausdehnung der Freizügigkeit auf Kroatien mitteilte, kam aus Brüssel der Gegenschlag: Man werde die Schweiz per sofort aus den



Forschungsprogrammen «Horizon 2020» kippen. Es war eine Kriegserklärung. Denn die Forschungsprogramme hatten nichts mit der Personenfreizügigkeit zu tun. Es war so, als ob Bundesbern die Durchfahrtsgebühren für französische Lastwagen verdreifacht hätte gegen den Entscheid der Deutschen, das Bankkundengeheimnis in der Schweiz aufzuheben. Die EU wusste um die Psychologie. Die Schweiz ist ein bildungsbewusstes Land. Die Drohung, unsere Hochschulen von akademischen Luftlinien abzuschneiden, fuhr ein. Die Erpressung wirkte, obschon «Horizon 2020» masslos überschätzt wird.

Der Bundesrat redet den Vorgang heute ängstlich zur «Retorsionsmassnahme» schön. Der Begriff ist unzutreffend. Eine «Retorsionsmassnahme» ist gemäss Duden die Reaktion eines Staates mit «grundsätzlich zulässigen» und «vergleichbaren Mitteln» auf «feindselige Handlungen».

Nun aber hat die Schweiz nicht feindselig gehandelt, als sie wegen der Masseneinwanderungsinitiative den Kroatien-Vertrag auf Eis legte. Zweitens ist ein Forschungsboykott kein «vergleichbares Mittel», um auf die Folgen eines Volksentscheids zu reagieren. Drittens beeilte sich die Schweiz, den Kroaten von sich aus umgehend alle migrationspolitischen Vergünstigungen und Zugeständnisse zu gewähren. Von einer «Diskriminierung», wie die EU behauptet, kann keine Rede sein. Der Uni-Boykott war keine «Retorsionsmassnahme». Es ist eine Erpressung.

Niemals, unter keinen Umständen, darf sich ein Staat erpressen lassen. Eine Regierung, die sich von der Gegenseite unter Druck zu bestimmten Handlungen zwingen lässt, verliert ihre Würde und die Handlungsfreiheit. Der Bundesrat hat sich von der EU erpressen lassen. Erneut. Anstatt die Gängelung zurückzuweisen, gab die Regierung nach.

Es war Brüssel, das Kroatien mit «Horizon 2020» verknüpfte. Der Schweizer Widerstand fiel schwach aus. Der Bundesrat unterliess es zum Beispiel, die EU darauf hinzuweisen, dass demokratisch halbseidene Staaten wie die Türkei oder die Ukraine auch ohne Personenfreizügigkeit Vollmitglieder bei den EU-Forschungen sind. Ich habe den Verdacht, dass sich Bern nicht einmal richtig über diese Situation informierte. Man liess sich abspesen, schlechterstellen und vorführen.

Dabei wäre die klägliche Defensive unnötig: Die Schweiz hat viele Trümpfe. Wir sind einer der besten Kunden der EU. Einige unserer Unis waren schon Weltklasse, als es die EU-Programme noch gar nicht gab. Die Schweiz florierte ohne die hochgelobten «Bilateralen». Wann merken sie es in Bern? Nicht politische Verträge, sondern eigene Leistungen machen den Unterschied. Die Schweiz hat keinen Grund, sich vor der EU zu ducken.



Verführerische Option: Seite 42



Epizentrum: Mailand. Seite 44



Anti-IS-Koalition: kurdischer Kämpfer. Seite 48



Nur nicht auffallen: Petra Gössi. Seite 34

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

9 Kommentar Verweigerung

9 Im Auge Neymar da Silva Santos, Frisuren-König

10 Schweiz Falscher Mythos

10 Justiz Umdenken, euer Ehren

11 Wirtschaft Wenn der Panamahut hochgeht

### 12 Der schwarze Trommler

Ist Amerika so rassistisch, wie Ta-Nehisi Coates behauptet?

16 Nachrufe Imre Kertész, Hans-Dietrich Genscher

16 Personenkontrolle Sommaruga, Lohr, Kiener-Nellen etc.

### 18 Üppiges Beamtenleben

Öffentlichen Angestellten winken fette Löhne, ja sogar Boni

20 Zahlen und Fakten Herrschaft macht sich bezahlt

22 Die Deutschen Grüne Fachkraft

22 Wirtschaft Grenzen des Marktes

23 Ausland Hollande blockiert, Frankreich leidet

24 Mörgeli Brändlis Hildebrand

24 Bodenmann Nach dem Duro weiter so

25 Medien Bart und Hoodie

25 Gesellschaft Aufgeräumt

26 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

### 28 Von der Wiege bis zur Bahre

Wer handlungsunfähig wird, kommt unter staatliche Obhut

30 Kesb «Eine sehr mächtige Institution»

31 Serge Gaillard Spielball interner Querelen

### 32 Oberstaatsanwalt räumt Fehler ein

Fall Hildebrand: Wie die Daten an die Presse gelangten

### 34 Botin der Urschweiz

Die neue FDP-Präsidentin Petra Gössi

### 36 Gefangener seiner Reform

Bundesrat Alain Berset setzt sich selbst unter Druck

37 Replik Fall Sika: Wer enteignet wen?

### 38 «Alles neu denken»

CEO Veit Denglers Ziele mit der Neuen Zürcher Zeitung

### 40 Die Hypothek

Fussball-Nationaltrainer Vladimir Petkovic unter Verdacht

41 Boulevard Der Blick als Moralapostel

### 42 Hymne auf den Minirock

Wie modern ist eine Frau im alten Provokateur?

### 44 Metropolis der Moderne

Die Kunstwelt verneigt sich vor Mailands Bürgermeister

46 Standorte Addio Zurigo!

### 48 Islamistenstaat am Abgrund

Das Gebiet des Islamischen Staats schrumpft gewaltig

### 50 Fatwa via Facebook

Kamel Daoud über das «sexuelle Elend» junger Araber

52 Brief aus Berlin Wünsche projizieren

53 Hochschulen Ansporn zum Mittelmass



«Krumme Logik»: Autor Ta-Nehisi Coates. Seite 12

## Stil & Kultur

54 Stil & Kultur «Down in the Garden» von Anne Geddes

56 Bestseller

### 56 Seien Sie erfolglos!

Wie man als Künstler zu Subventionen kommt

### 58 Heiliger Furor

Der heilige Krieg wurzelt in den monotheistischen Religionen

60 Top 10

60 Kino «Mountains May Depart»

61 Jazz Vijay Iyer / Wadada Leo Smith

62 Namen Alte Freunde

63 Hochzeit Jennifer Arnold und Bill Klein

63 Thiel Frauenquoten

64 Wein Spätburgunder RS Reserve Salwey 2013

64 Zu Tisch Restaurant «Tannenhof», St. Anton

65 Auto Lexus RX 450h Excellence

66 MvH trifft Christo, Künstler

## Autoren in dieser Ausgabe

### Doris Fiala



Die freisinnige Politikerin und PR-Beraterin ist auch Präsidentin des Branchenverbands Swiss Plastics. Sie schreibt, warum im

Fall Sika ihrer Ansicht nach nicht von einer Enteignung der Eigentümerfamilie geredet werden kann. Seite 37

### Jonathan Kirsch



Der amerikanische Buchautor und Kolumnist der *Los Angeles Times* hat mehrere Bestseller über die Bibel und die Weltreligionen

verfasst. Er zeigt auf, dass der Terror der Dschihadisten seine Wurzeln nicht nur im Islam, sondern in allen drei monotheistischen Religionen hat. Seite 58

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH

Stallführungen  
exklusiv für Platin-Club



© Stefan Seelig

## 450 Jahre Spanische Hofreitschule

# Ballett der weissen Hengste

Die weltberühmten Lipizzaner-Hengste der Spanischen Hofreitschule Wien kommen nach Zürich. Erleben Sie das Gastspiel an der Jubiläums-Gala im Zürcher Hallenstadion – inklusive Stallführung für Platin-Club-Mitglieder!

Anlässlich ihres 450-jährigen Bestehens geht die Spanische Hofreitschule mit einer aussergewöhnlichen Gala-Reitvorführung auf Tournee. Dreissig Hengste und ihre Reiter präsentieren alle Gänge und Touren der Hohen Schule, das Pas de deux, die wichtigsten Elemente der «Schule auf der Erde» mit Pirouette, Piaffe und Passage sowie atemberaubende Figuren der «Schule über der Erde» wie Levade, Courbette und Kapriole.

Eine einmalige Gelegenheit, die einzigartige Harmonie zwischen Mensch und Tier hautnah zu erleben! Als besonderes Zuckerchen haben Sie die Gelegenheit, den edlen Pferden bei der exklusiven Stallführung Auge in Auge gegenüberzustehen.

Die Spanische Hofreitschule Wien ist die einzige Institution der Welt, an der die klassische Reitkunst in der Renaissancetradition der Hohen Schule bis heute unverändert gepflegt wird. Die Tradition der Ausbildung und Reit-

kunst der Spanischen Hofreitschule geht auf die Lehren des griechischen Feldherrn Xenophon um 400 v. Chr. zurück. Seit Dezember 2015 zählt sie zum immateriellen Weltkulturerbe der Unesco.



© René van Bakel

#### \*Das VIP-Package beinhaltet:

Ticket VIP-Kategorie (Sitzplatz), Cocktail-Stehdinner mit kalten und warmen Speisen inkl. Dessert, Getränke à discrétion während des Dinners, Getränkergutschein für die Pause, Garderobe, separater Eingang, Parkticket/reservierte Parkplätze, Betreuung durch Hostessen, DVD, Plüschtier.

### Platin-Club-Spezialangebot

Gala der Spanischen Hofreitschule im Hallenstadion Zürich inkl. Stallführung.

#### Daten:

- Freitag, 10. Juni 2016, 20 Uhr
- Samstag, 11. Juni 2016, 20 Uhr
- Sonntag, 12. Juni 2016, 15 Uhr

#### Angebot:

Buchen Sie Ihr Wunschticket am Datum Ihrer Wahl, und Sie erhalten **gratis dazu eine exklusive Stallführung vor Ort!**

Kategorie 1	Fr. 108.–	Kategorie 4	Fr. 58.–
Kategorie 2	Fr. 98.–	Premium	Fr. 138.–
Kategorie 3	Fr. 78.–	VIP-Package	Fr. 358.–*

#### Buchung:

Bestellen Sie über 0900 444 262 (Fr. 1.19/Min). Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

#### Bedingungen:

Das Angebot ist limitiert! Berücksichtigung nach Eingang der Buchungen. Die Preise verstehen sich inkl. Vorverkaufs-, exkl. Bearbeitungsgebühren. Nicht kumulierbar, max. 6 Tickets pro Abonnement.

#### Veranstalter:

MAAG Music & Arts AG, Zürich

#### Weitere Informationen:

[www.hofreitschule.ch](http://www.hofreitschule.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Verweigerung

Von Peter Keller — Zwei muslimische Schüler müssen ihre Lehrerinnen nicht mehr mit Handschlag begrüßen. Man sollte den Jungs dankbar sein.

Vor Ostern wusch Papst Franziskus muslimischen Flüchtlingen die Füße und küsste diese. Nach Ostern kam aus, dass zwei muslimische Buben, vierzehn und fünfzehn Jahre alt, ihren Lehrerinnen nicht mehr die Hand zum Gruss geben müssen. Die Schulleitung von Therwil BL hat die beiden Brüder davon dispensiert, nachdem sich diese aus religiösen Gründen geweigert hatten, Frauen mit der Hand zu grüssen.

Nach der Kopftuch-, Schwimmbad-, Zwangsehe-, Beschneidungs-, Gebetsraum-, Steinigungs-, Schweinefleisch- und so weiter-Diskussion nun also die Handschlag-Debatte. Für ein paar Tage herrscht wieder etwas Empörung im Land, bis nach einer Verschnaufpause der nächste Aufreger heranrollt, so sicher, wie das Amen in der Kirche einmal war.

## Linksliberaler Biedermeier

Soll man die beiden Brüder gleich wieder zurück nach Syrien spedieren, wie das die Mehrheit in den Leserkommentaren fordert? Nein. Im Gegenteil. Man muss den Jungs dankbar sein. Weil sie ganz nebenbei den Unterschied zwischen Demut und Erbärmlichkeit offengelegt haben. Wenn der Papst kniend Füße küsst, zeigt er gerade in dieser demütigen Geste Haltung. Wenn eine Schweizer Behörde muslimischen Schülern sozusagen den Segen erteilt, ihre islamisch verbrämte Frauenverachtung auszuleben, dann ist das eben: erbärmlich.

Die im Nachgang der Durchsetzungsinitiative so euphorisch gefeierte «Zivilgesellschaft» ist wieder in der Wirklichkeit gelandet. Ihre selbsternannten Vertreter werfen zwar gerne mit Begriffen wie «Weltoffenheit» und «Toleranz» um sich, scheitern aber im konkreten Alltag an zwei Islam-Teenies. Denn dort ist keine Hochglanzaktivistin wie Flavia Kleiner mehr anzutreffen, sondern der real existierende linksliberale Biedermeier in der Person der Therwiler Schulpräsidentin Christine Akeret (SP), die, nach eigenen Angaben, «nicht glücklich» ist über den Handschlag-Entscheid. Allzu unglücklich offenbar auch nicht, sonst hätte sie die Dispensierung nicht mitgetragen.

Frau Akeret fühlt sich von der basellandschaftlichen Regierung im Stich gelassen, sie hätte gerne eine kantonale, vielleicht sogar schweizweite Regelung der Handschlag-Problematik. Auch diese Reaktion gehört ins Panini-Album der Politik. Man ruft nach einer übergeordneten Lösung, was durchaus vernünftig klingt – und kaschiert damit nur den



Drang zu übergeordneten Instanzen: Sommaruga.

Umstand, selber keine Verantwortung übernehmen zu wollen.

Insofern ist es passend, dass sich auch Justizministerin Simonetta Sommaruga eingeschaltet hat. Sie teilt mit der Therwiler Schulpräsidentin nicht nur das Parteibuch, sondern auch den Drang, übergeordnete Instanzen anzurufen, um sich vom eigenen Job zu entbinden. So wiederholt Sommaruga bei jeder Gelegenheit, man könne das Asylproblem nur auf europäischer Ebene lösen, währenddessen das Schlepper-Flüchtlingsbusiness munter weitergeht.

## Stärke markieren

Man kann davon ausgehen, dass die beiden Therwiler Muslim-Brüder dank der Asylpolitik Sommarugas in die Schweiz gekommen sind, was der Berner SP-Bundesrätin ungeliegt kommt vor der anstehenden Volksabstimmung über Gratisanwälte für Flüchtlinge. Gegenüber dem Schweizer Fernsehen versucht sie, Stärke zu markieren: «So stelle ich mir Integration nicht vor.»

Der Punkt ist, dass es den beiden Jungs völlig wurst ist, was sich eine Frau Justizministerin unter Integration vorstellt – zumal die Therwiler Schulbehörde sicher noch dafür besorgt sein würde, dass diese Wurst kein Schweinefleisch enthält.

# Überraschungszwang



Neymar da Silva Santos, Frisuren-König.

König Louis XIV, «le Roi-Soleil», der 72 Jahre auf Frankreichs Thron sass, vergrösserte seine eher mickrige Erscheinung mittels hoher Absätze und lockiger Haaraufbauten um 26 Zentimeter. Allein für die Fertigung und Wartung seiner Perückensammlung arbeiteten am Hofe von Versailles vierzig Bedienstete. Als während der Revolution den Adligen der Kopf abgeschlagen wurde, endete auch die Epoche der Perücken. Die haarige Selbstinszenierung, das Frisurenspiel der Täuschung und Verführung, wurde Evas Sache. Erst besannen sich die Romantiker und, im vergangenen Jahrhundert, Rockmusiker und Fussballer wieder auf den biblischen Helden Samson, dessen Langhaar ihn unwiderstehlich und unbesiegbar machte. Dann kam David Beckham mit seinem Ideengarten auf dem Schädel, und die Trenddeuter stürzten sich auf ihn. Inzwischen hat Neymar da Silva Santos Júnior, 24, brasilianischer Wunderdribbler des FC Barcelona, das Zepter übernommen. Allein in der laufenden Saison hat er 29-mal, ohne Gewähr, Chauffeur und Wagen nach seinem Leibcoiffeur Wagner Tenorio ausgeschickt; den früheren Haarkünstler Nariko musste er leider entlassen, weil der ihm das Wurzelbiotop verfilzt, verfärbt, verklebt und in einen Zustand verfuhrwerkt hatte, den schon Louis XIV gekannt hatte. Majestät standen unter Kratzzwang (damals galt Waschen als schädlich). Sein Mitspieler Dani Alves überzeugte Neymar sogar vom Tabula-rasa-Schnitt, dem heilenden Neuanfang, kaschiert als neckische Übergangsvariante im Schnellschusswechsel von der Irokesenkante zur Samurai-Haarzwiebel zur gelierten Schnittlauchtolle. Immer überraschend wie seine Tore. Auf Panini-Bildchen sieht Neymar schon alt aus, bevor sie gedruckt sind. Den Mohikaner hat ja eigentlich Robert De Niro erfunden für «Taxi Driver» und noch früher Jazz-Saxofonist Sonny Rollins. Jetzt läuft jeder Fussballer mit Sidecut herum, auch Bänkler haben schon ausrasierte Schläfen. Tatsache ist, dass der Weltmarkt für Männer-Haarkosmetik bereits doppelt so schnell wächst wie der Umsatz bei den Frauen. Chapeau. Peter Hartmann

## Falscher Mythos

Von Sylvain Besson — Der nationale Zusammenhalt hängt nicht vom Schulfranzösisch ab.

**K**leines Land, kleine Sorgen: Anders lässt sich die Aufregung nicht erklären, die der Entscheid des Thurgaus ausgelöst hat, Französisch nicht mehr in der Primarschule zu lehren. Gewiss, es staucht das Ego der Frankophonen, dass Englisch in Klassenzimmern der Ostschweiz mehr gilt als die Sprache von Molière oder Ramuz. Aber droht deswegen Gefahr für den Zusammenhalt der Nation? Sicher nicht. Denn selbst wenn die Reform im Thurgau die Vernehmlassung und allenfalls auch eine Volksabstimmung übersteht, ändert sie nichts an der durchschnittlichen Fähigkeit der Schweizer, sich in ihren Landessprachen zu verständigen.

Kaum jemand spricht vom wahren Problem: Die Romands können sich ungenügend auf Deutsch ausdrücken. Das kommt einerseits von einem kaum angebrachten Gefühl der kulturellen Überlegenheit, von den französischen Nachbarn geerbt, andererseits von den verknöcherten Methoden der Deutschlehrer – zusammen mit dem Komplex der Minderheit, die das Idiom der Mehrheit stolz verkennt. Das ist bedauerlich. Aber es scheint die Kämpfer für den Zusammenhalt nicht zu kümmern, die jetzt über den Thurgau schimpfen. Mit der Bibel gesprochen: Die Romands, die über die mangelnde Lust der Alemannen auf Französisch klagen, sehen den Splitter im Auge der anderen, aber nicht den Balken im eigenen.

Die Aufregung wegen des Verzichts auf Französisch lässt sich gleichwohl nachfühlen. Aber sie gründet auf einem falschen Mythos: jenem einer Schweiz, in der sich jeder Bürger dank der Schule in den Landessprachen verständigen kann. Er stimmt offensichtlich nicht. Vom Deutschschweizer, der sich nur in seiner Mundart ausdrückt, über den Bilingue, der sich in zwei Idiomen wohlfühlt, bis zum Polyglotten, der fünf oder sechs Sprachen beherrscht, findet sich eine grosse Vielfalt.

Doch das gefährdet nicht den Zusammenhalt der Nation. Denn der beruht auf all jenen, vom Bankdirektor bis zum Zugführer, die täglich in zwei oder sogar drei Landessprachen leben. Dieses Rückgrat der Nation wächst im Kontakt der Landesteile heran, vor allem bei der Arbeit. Die Schule bildet nur die Grundlage dafür – es kommt nicht darauf an, ob auf der Primar- oder auf der Sekundarstufe. Auch ein kleines Land hat grössere Probleme.

Sylvain Besson ist stellvertretender Chefredaktor von *Le Temps*.

Übersetzung: Markus Schär

## Umdenken, Euer Ehren

Von Boris Kálnoky — Die jüngsten Urteile des Haager Tribunals für Kriegsverbrechen lassen die Frage aufkommen: Brauchen wir ein internationales Gericht, das nicht funktioniert?

**D**er Internationale Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY) sollte die Kriegsverbrechen der Balkankriege aufklären, die Täter bestrafen, das kollektive Gewissen läutern. Grosses Vorbild: die Nürnberger Prozesse. Die hatten tatsächlich die Wahrheit aufgedeckt, die Verantwortlichen gerecht bestraft und innere Einkehr bei den Deutschen bewirkt nach der Nazizeit.

Gemessen daran ist das Tribunal spektakulär gescheitert. Die Urteile gegen den früheren bosnischen Serbenführer Radovan Karadzic und der Freispruch für den serbischen Milizenführer Vojislav Seselj bedeuten, dass Völkermord weniger schwer bestraft wird als Mord in manchen Ländern. Und dass Kriegsverbrechen nicht unbedingt zu Bestrafung führen. Karadzic erhielt für «Genozid» und zehn andere schwere Vergehen eine Haftstrafe von vierzig Jahren. Weil er siebzig Jahre alt ist, wird er wohl im Gefängnis sterben. Aber für einen jüngeren Völkermörder würde ein solches Strafmass abzüglich U-Haft und Bonus für gutes Betragen bedeuten, dass man für Völkermord verurteilt werden kann und doch irgendwann wieder frei sein.

Immerhin, Karadzics Verantwortung wurde konkret nachgewiesen, und das Gericht befand ihn des Genozids für schuldig. Nichts davon im Verfahren gegen Seselj. Er wurde freigesprochen, mit Argumenten, die der Urteilsbegrün-

dung gegen Karadzic völlig widersprachen und damit auch die moralische Wirkung von dessen Verurteilung schwächten.

### Weniger Fälle, mehr Glaubwürdigkeit

Im Urteil gegen Karadzic hiess es, er sei Teil einer kriminellen Verschwörung gewesen, um rein serbische Gebiete zu schaffen. Im Freispruch für Seselj hiess es dagegen, der (selbe!) Wunsch zur Schaffung eines Grossserbien sei nicht kriminell, sondern ein politisches Unterfangen. Die Deportation Tausender nichtserbischer Zivilisten durch Seseljs Freiwilligenmiliz müsse keine ethnische Säuberung gewesen sein, beschied das Tribunal. Sie wollten wohl weg. Der damalige serbische Diktator Slobodan Milosevic hätte es sicher auch so erklärt.

Das Ergebnis ist der Verlust jeglichen Respekts für das Tribunal, das in fünfzig Fällen die Anklagen zurückzog oder wegen mangelnder Beweise die Ermittlungen einstellte. Auch jene gegen Seselj blieben lückenhaft. Als er sich 2003 freiwillig stellte, hatte die damalige Chefanklägerin Carla Del Ponte noch nicht einmal eine Anklageschrift.

Dass ein Gericht mit so hohem moralischem Anspruch so schludrig arbeitet und so tief im Ansehen der Öffentlichkeit sinkt, ist eine Niederlage für den Gedanken, Verbrechen gegen die Menschlichkeit universell zu verfolgen. Genau dazu wurde 2002 der permanente Internationale Strafgerichtshof (ICC) errichtet. Dieser stösst auf noch grössere Probleme als der ICTY. Die schlimmsten Verbrechen seit seiner Erschaffung – etwa in Syrien, im Irak, in der Ukraine – darf er nicht verfolgen, weil weder Syrien noch der Irak, noch Russland oder die USA dem ICC-Vertrag beigetreten sind. Zudem: Eine Welt voller Konflikte ist auch eine Welt voller Verstösse gegen die Genfer Konventionen, was zu einer Inflation von Verfahren führen kann. Und zu Vorwürfen, warum so viele Verbrechen gar nicht erst aufgegriffen werden.

ICTY und ICC kosten zusammen 250 Millionen Dollar im Jahr. Brauchen wir für so viel Geld Tribunale, die nicht funktionieren? Es ist an der Zeit, auf so hoher Ebene nur noch Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht zu bringen. Das würde zu weniger Fällen und grösserer Akzeptanz führen. Verstösse gegen die Genfer Konventionen und «üblichere» Kriegsverbrechen würden dann von einem anderen Tribunal abgehandelt – um die Glaubwürdigkeit der dem Anspruch nach höchsten moralischen Instanz zu wahren.



Freispruch: Angeklagter Seselj.

# Wenn der Panamahut hochgeht

Von René Zeyer — Schon wieder: Der grösste Datendiebstahl aller Zeiten rüttelt die Besitzer von Briefkastenfirmen durch. Der eigentliche Skandal ist das Vorgehen der Ankläger.



Hauptsache, der Ruf ist ruiniert: Kanzlei Mossack Fonseca in Panama City.

Ein «John Doe» schickt einem Journalisten der *Süddeutschen Zeitung* eine Nachricht: «Interessiert an Daten? Ich teile gerne.» Und dann kommt ein Berg in der Höhe von 2,6 Terabyte, 11,5 Millionen Dateien. Das überfordert die Kapazitäten der *Süddeutschen*, also wendet sie sich an das International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ), eine spendenfinanzierte US-amerikanische NGO, die bereits einschlägig in Erscheinung getreten ist.

Unter dem pompösen Titel «Swiss Leaks» nagelte das ICIJ 65 Personen an den Internet-Pranger, denen nicht viel mehr vorgeworfen wurde, als dass sie in Geschäftsbeziehungen mit der Grossbank HSBC standen. Man habe in den gestohlenen Datensätzen Hinweise für Steuerhinterziehung oder gar die Finanzierung von Terror-Organisationen und für andere kriminelle Handlungen gefunden, behauptete das ICIJ. Kleiner Schönheitsfehler: In keinem Fall reichte das für eine Anklage. Die einzige Straftat bestand im Diebstahl von mehr als 100 000 Kontounterlagen.

Zuvor gab es die «Offshore Leaks». Unter anderen wurde der verstorbene Millionär Gunter Sachs beschuldigt, mit Trust-Konstruktionen Steuern hinterzogen zu haben. Darüber hinaus gebe das ICIJ endlich einen Einblick in die geheime Welt von Trusts, Offshore-Paradiesen und asozialen Superreichen. Nach kurzer Zeit

und entsprechender Erregungsbewirtschaftung lösten sich diese 260 Gigabyte gestohleener Daten in Luft auf; so konnte auch Sachs keinerlei illegales Tun nachgewiesen werden. Nur sein Ruf war postum ruiniert.

Mit den «Panama Papers» wird nun etwas höher gezielt. Die panamaische Kanzlei Mossack Fonseca, der die Daten gestohlen wurden, habe mehr als 200 000 Gesellschaften gegründet, die unter anderem dazu dienten, internationalen Sanktionen zu entgehen, Steuern zu hinterziehen oder Geld zu waschen. Rund 140 Politiker und Amtsträger weltweit gehören zu den Benutzern, darunter der Premierminister von Island – und «das Umfeld von Wladimir Putin». Schon wieder handle es sich um einen gigantischen Skandal: «Millionen von Dokumenten zeigen, dass Staatsoberhäupter, Kriminelle und Prominente geheime Verstecke in Steueroasen benützen», klagt das ICIJ auf seiner Website an.

## «Unschuldsvermutung»

Der ehemalige *Spiegel*-Chefredaktor Georg Mascolo, in Deutschland federführend bei der Auswertung des Datenbergs, weist in einer Talkshow darauf hin, dass auch hier «die Unschuldsvermutung» gelte und selbstverständlich die Errichtung oder Benützung eines Trusts per se nicht illegal sei. Aber die auch nur

behauptete Verbindung zu den Unwörtern Briefkastenfirma, Panama, Steueroasen reicht, um den Ruf zu ruinieren. Umso ferner und unsympathischer der Besitzer ist, umso besser. Sollte sich wieder herausstellen, dass keine Straftatbestände erfüllt wurden – na und?

Was nützt es da, darauf hinzuweisen, dass ein Trust, eine Holding, die Errichtung einer Gesellschaft im Rahmen völlig legaler Steueroptimierung nicht nur für Hunderttausende von kleinen Hausbesitzern in Grossbritannien, sondern auch für jede international tätige Firma notwendig sind? Deren Finanzchef müsste wegen Unfähigkeit entlassen werden, würde er diese Vehikel nicht nutzen. Selbst Bundesrat Schneider-Amman kann ein Lied davon singen, was passiert, wenn man damit in Verbindung gebracht wird.

## Legitim, aber unmoralisch

Die beteiligten Journalisten spielen Ankläger und Richter in einer Person, statt die gestohlenen Daten den zuständigen Strafverfolgungsbehörden zu übergeben. Sie ersetzen die Grenze zwischen legal oder strafbar durch «legitim, aber unmoralisch». Wieder fragen sie nicht: «Cui bono?» Obwohl die USA die grösste Steueroase der Welt sind, im Bundesstaat Delaware in einem einzigen Gebäude die grösste Ansammlung von Briefkastenfirmen existiert, ist bislang unter den «politisch exponierten Personen» kein einziger US-Bürger aufgeführt, keine dort angesiedelte Trust-Konstruktion. Die einfache Erklärung: In Delaware oder Nevada wäre ein Datenleck gar nicht möglich, weil diese Offshore-Zentren über keinerlei Informationen zu den wirtschaftlich Berechtigten verfügen.

Ramón Fonseca Mora weist in seiner bislang einzigen öffentlichen Stellungnahme darauf hin, dass die von ihm mitbegründete Kanzlei Mossack Fonseca in ihrer vierzigjährigen Existenz noch nie angeklagt, geschweige denn verurteilt worden sei. Man stelle lediglich für Zwischenhändler pro Jahr im Schnitt 20 000 solcher Konstrukte her, mit deren Verwendung man nichts zu tun habe. In den USA werden jährlich 200 000 solcher Vehikel verkauft, in Grossbritannien 250 000. Noch Fragen?

Macht es wirklich Sinn anzunehmen, dass ein einzelner Hacker – oder eine kleine Gruppe – diesen grössten Datenklau aller Zeiten bewerkstelligt und sich dann bei einer Zeitung meldet, um ohne die geringste Gegenleistung 2,6 Terabyte zu verschenken? Wichtiger noch: Das einzige erwiesene Verbrechen besteht bislang darin, dass eine Unmenge von vertraulichen Daten gestohlen und veröffentlicht wurde. Eine eklatante Verletzung der Privatsphäre, begleitet von der Anprangerung von Nutzern und Herstellern. Mossack Fonseca ist inzwischen mit umfangreichen Erklärungen zwischen Geschäft in die mediale Gegenoffensive gegangen. Das prallt aber an der aktuellen Pogromstimmung ab.

# Der schwarze Trommler

Von Eugen Sorg — Der gefeierte Autor Ta-Nehisi Coates beschreibt Amerika als unheilbar rassistisches Land. Was dem Jubelchor von *New York Times* bis *Spiegel* entgangen ist: Das Leben des vierzigjährigen Afroamerikaners ist die Widerlegung seiner These.

Wenn jemand eine Gemeinschaft oder eine ethnische Gruppe pauschal beschimpft und verunglimpft, so empören sich deren Angehörige aus nachvollziehbaren Gründen. Sie verwehren sich gegen ihre kollektive Herabwürdigung und die damit einhergehende Unterstellung, austauschbare, willenlose Sozialmarionetten zu sein. Zu Recht halten sie dem Angreifer vor, mit grobschlächtigen Stereotypen und hetzerischen Verallgemeinerungen zu hantieren; Vorwürfe, die ihn als intellektuell ernstzunehmenden Zeitgenossen disqualifizieren.

Anders verhielt es sich im Fall von Ta-Nehisi Coates, Reporter beim Magazin *The Atlantic*. Der vierzigjährige Afroamerikaner hatte letzten Sommer den Essay «Between the World and Me» («Zwischen mir und der Welt») veröffentlicht, vorgestellt als Brief an seinen fünfzehnjährigen Sohn Samori, tatsächlich eine fiebrig-wütende Abrechnung mit seiner Heimat. Amerika, schreibt er, sei ein unheilbar rassistisches Land, ein ewiger Sklavenhalterstaat, ersonnen «in krimineller Verantwortungslosigkeit» von Menschen, «die sich für weiss halten» und die bis heute am Wahn ihrer rassistischen Überlegenheit festhielten. Erkennbar sei dies an der mörderischen Polizeigewalt, die mit demokratischer Zustimmung «wahllos» Schwarze festnehme, foltere, erschiess, erwürge. «Das Problem mit der Polizei ist nicht, dass das alles faschistische Schweine sind, sondern dass unser Land von Mehrheitsschweinen regiert wird.»

## «Krumme Logik weisser Herrschaft»

Der 150-seitige Aufsatz wurde vor allem in den linksliberalen, überwiegend weissen Milieus hymnisch gefeiert. Das Buch sei «essenziell wie Wasser und Luft», schwärmte die *New York Times*, deren Bestsellerliste es wochenlang anführte. «Das wichtigste Buch des Jahres, wenn nicht des Jahrzehnts» (*Elle*); voll «grossartiger Schönheit und Kraft» und «überfliessend mit aussergewöhnlichen Einsichten in das wahre Sein schwarzer Existenz und in die krumme Logik weisser Herrschaft» (*Dissent*); «ein neuer Klassiker unserer Zeit» (*Vogue*). Ta-Nehisi Coates wurde mit dem renommierten National Book Award geehrt, erhielt von der MacArthur-Stiftung den Freibetrag von 625 000 Dollar, das sogenannte Genie-Stipendium, mit dem alljährlich zwei Dutzend der begabtesten Köpfe des Landes ausgezeichnet werden, wurde von Präsident Obama empfangen, und die Universitäten reissen sich um seine Gastreferate, als sei

er der Gesalbte. Ta-Nehisi Coates wurde «der Intellektuelle der Stunde» (*Spiegel*).

Es war ein bizarrer Kontrast. Da war der erfolgreiche Autor, angekommen auf dem literarischen Olymp. Und da war sein Buch, für das er bejubelt wurde und in dem es auf jeder Seite hiess, dass eine solche Karriere für einen Schwarzen in einem verkommenen Land wie Amerika eigentlich unmöglich sei. Denn «abgrundtiefe Grausamkeit» und «kosmische Ungerechtigkeit» würden dort herrschen, und die Gesellschaft teile sich nicht in Reich und Arm, sondern in Weiss und Schwarz. «Du und ich, mein Sohn», hatte er geschrieben, «wir sind dieses <unten>. Das galt 1776. Das gilt auch heute.»

Coates' ganzes Leben ist die Widerlegung dieser seiner These. Geboren als Kind einer schwarzen, selbstbewussten Mittelstandsfamilie in Baltimore – der Vater Bibliothekar und Verleger, die Mutter Lehrerin –, lernte er

## Aus einem alltäglichen Ereignis fabriziert er ein pathetisches Bild des Rassismus in den USA.

das journalistische Handwerk bei Lokalzeitungen, arbeitete eine Zeitlang als Freelancer, um schliesslich zum renommierten *Atlantic* zu wechseln. Auf den Redaktionen, so erzählt er, machte er zum ersten Mal nähere persönliche Bekanntschaft mit Weissen. Diese unterstützten und förderten ihn, obwohl er sein Studium an der schwarzen Howard University abgebrochen hatte. Er war neugierig, talentiert, und seine Artikel wurden gelesen und später auch ausgezeichnet. Sein Werdegang liefert keinerlei Hinweise, dass er aufgrund seiner Hautfarbe irgendwann benachteiligt worden wäre.

In seinem autobiografisch angelegten Buch berichtet er verschiedentlich von Vorfällen, bei denen er angeblich zum Opfer rassistischer Anmassung geworden sei. Zum Beispiel in jener Szene, als er mit seinem vierjährigen Sohn in der noblen Upper West Side von Manhattan eine Rolltreppe hinunterfuhr. Der Kleine trödelte umher, und eine ungeduldige Dame, eine Weisse, schubste den Kleinen von hinten mit den Worten: «Mach schon.» Vater Ta-Nehisi Coates ärgerte sich, verständlicherweise, und er dreht sich zur Dame hin. Er verrät uns nicht, was er ihr sagte, aber er muss laut geworden sein und bedrohlich gewirkt haben,

denn «in meinen Worten glühten der ganze Augenblick und meine ganze Geschichte». Die Frau «zuckte entsetzt zusammen», und einige Passanten stellten sich schützend neben sie. Coates, übergriffig, schob den Nächststehenden zur Seite, worauf dieser mahnte, «ich könnte Sie verhaften lassen», und Coates, «rasend», ging nur nicht auf diesen los, weil ihm einfiel, dass sein Sohn neben ihm stand.

## Fantasien bei der Polizeikontrolle

Was war passiert? Eine Frau in Eile hatte ein Kind geschubst, und dessen Vater hatte überreagiert. Ein unbedeutendes, alltägliches Ereignis in einer hektischen Millionenmetropole. Und was macht der Autor damit? Er fabriziert daraus ein pathetisch loderndes Sinnbild des mörderischen Rassismus der weissen Amerikaner. «Es gibt kein sie ohne dich», wendet er sich an seinen Sohn, «und ohne das Recht, dich zu brechen, fallen sie zwangsläufig vom Berg, verlieren ihre Göttlichkeit und purzeln aus ihrem Traum. Und dann müssten sie sich überlegen, wie sie ihre Vorstädte auf etwas anderem bauen als auf menschlichen Knochen, wie sie ihre Gefängnisse nach etwas anderem ausrichten als einem menschlichen Viehhof, wie sie eine Demokratie unabhängig von Kannibalismus begründen. Doch weil sie sich für weiss halten, sehen sie sich lieber an, wie ein Mann unter ihrem Gesetz vor laufender Kamera erwürgt wird. Und lieber schlucken sie das Märchen, dass Trayvon Martin, der schlaksige Teenager mit den Händen voller Süssigkeiten und Brause, sich in eine mörderische Dampfwalze verwandelt hatte. Und lieber schubsen sie mit ihrem ganzen Verstand meinen vierjährigen Sohn, als wäre er bloss ein Hindernis in ihrem ach so wichtigen Tag.»

An anderer Stelle erzählt er, wie er in seinem Auto von der Polizei angehalten wird. Die beiden Cops leuchten in seinen Wagen, überprüfen die Papiere und winken ihn weiter. Eine harmlose Routinekontrolle, über die es nichts zu berichten gäbe. Coates teilt uns aber mit, wie er «panisch» reagiert habe und ihm alle anderen brutalen Polizeiübergriffe durch den Kopf gegangen seien, von denen er schon gehört hatte. «In Berichten habe ich gelesen, dass diese Polizisten Mechaniker gewürgt, Bauarbeiter angeschossen, Verdächtige durch Glastüren von Shopping-Malls geschleudert hatten. Und ich wusste, dass sie dies regelmässig taten, wie angetrieben von einer kosmischen Uhr. Ich wusste, dass sie auf



«Wir sind dieses <unten>»: Autor Coates.

fahrende Autos schossen, auf Unbewaffnete schossen, Männer in den Rücken schossen und behaupteten, sie selbst hätten unter Beschuss gestanden.»

Die Wahrscheinlichkeit, bei einer normalen Ausweiskontrolle von den Cops gewürgt oder durch eine Glasscheibe geworfen zu werden, ist in Amerika wie in jedem anderen demokratischen Land etwa so gross wie jene, von einem vom Dach fallenden Ziegel getroffen zu werden. Die Polizei in PG County oder in Washington DC ist keine kolumbianische Todesschwadron. Wer den Anweisungen der Beamten folgt und keine Leiche im Kofferraum mitführt, hat nichts zu befürchten. Wem trotzdem bei jeder Kontrolle der kalte Angstschweiss ausbricht, leidet unter einer Uniformphobie und sollte es mit autogenem Training versuchen. Oder aber Coates' manisch anmutende Aufzählung von angeblich willkürlichen Cop-Gräueln ist unredlich und verdankt sich seinem ideologischen Apriori: Das Monster weisser Rassismus durchdringt und dominiert alle Institutionen und Individuen des Landes. Egal, wie sich die Realität präsentieren mag. Kommt Coates wie Millionen andere Autofahrer heil durch eine Kontrolle, hat er einfach Glück gehabt. Allein seine Angst ist ihm Beweis genug, dass das Monster existiert und er ihm noch einmal entkommen ist. Oder die weisse Dame auf der Rolltreppe: Welche Gründe sie auch immer für ihr Schubsen vorbringen würde, Zeitnot, Unachtsamkeit, Ärger, es ist unerheblich. Coates kennt ihr wahres Motiv. «In Amerika ist es Tradition, den schwarzen Körper zu zerstören – es ist sein Erbe.»

### Entscheidende Fakten unterschlagen

Der nonchalante Umgang des preisgekrönten Autors mit der Empirie zeigt sich auch bei anderen Fällen. 2012 war in Florida der schwarze Jugendliche Jordan Davis von einem weissen Mann nach einem Streit erschossen worden, weil er sich geweigert hatte, seine Musik leiser zu stellen. Einen Tag nach der Tat stellte der Mann sich der Polizei. Coates schreibt über den Prozess: «Der Mörder wurde nicht für den Mord am Jungen verurteilt, sondern dafür, dass er wiederholt geschossen hatte, als die Freunde des Jungen sich zurückzuziehen versuchten. Den schwarzen Körper zu zerstören, war zulässig – nur effizienter wäre besser gewesen.» Dies ist eine grobe Entstellung des tatsächlichen juristischen Verfahrens. Der Mord an Davis war in keiner Weise als «zulässig» beurteilt worden. In einem ersten Prozess war das Gericht blockiert, weil die Jury bezüglich der Höchststrafe keine Einstimmigkeit erzielt hatte. In einem zweiten Prozess ein halbes Jahr später wurde der Täter aber wegen Mordes zu einer unbedingten lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt, zusätzlich zu den neunzig Jahren Haft aus dem ersten



Prügel aus Angst: Ta-Nehisi mit Vater, um 1976.

Prozess wegen versuchten Mordes und wegen Schiessens auf ein mit Menschen besetztes Fahrzeug. Coates kannte den Fall gut, er hatte ihn als Journalist begleitet. Offensichtlich zog er es aber vor, entscheidende Fakten zu unterschlagen, weil sie nicht in sein manichäisches Weltbild passten.

Ein leicht irritierendes Merkmal des Textes ist der exzessive Gebrauch des Wortes «Körper». Nicht schwarze Menschen werden versklavt, nicht schwarze Männer, Frauen oder Kinder, sondern «schwarze Körper». Auf jeder Seite, über 150-mal wird dieser «Körper» auf jede erdenkliche Weise geplündert, verstümmelt, missbraucht und ausgelöscht. Ein Rezensent des deutschen *Tagesspiegels* glaubte hinter dieser Prosa eine coatesche

---

### «In Amerika ist es Tradition, den schwarzen Körper zu zerstören – es ist sein Erbe.»

---

«Metaphysik des Physischen» zu entdecken. Wahrscheinlich mutet er aber diesem Autor zu viel des Tiefsinns zu. Eher handelt es sich bei der unablässigen Beschwörung des «schwarzen Körpers» um ein Stilmittel, um eine Art Regietrick. Er soll die Unmittelbarkeit der rassistischen Gewalt spürbar machen, das Klatschen der Lederpeitsche, das Klirren des Halseisens, soll in seiner hypnotischen Repetition suggerieren, dass sich seit der Zeit der rohen Sklaverei nichts Wesentliches in Amerika verändert hat.

Der Aufsatz ist mit Drive, Energie, Rhythmus und in der Atemlosigkeit des Ausnahmezustandes geschrieben, dessen Aura der Dringlichkeit durch lyrische Verdichtungen und expressionistisches Pathos intensiviert

wird. Die Sprache will nicht klären, sondern aufwiegeln, die Wucht der Bilder soll überwältigen, die Masslosigkeit der Vergleiche einschüchtern. Anstelle von logischen Beweisführungen und der Entfaltung von Gedanken werden Behauptungen obsessiv wiederholt, Argumente durch apokalyptisches Trommeln ersetzt. «Zwischen mir und der Welt» ist weniger eine seriöse Analyse als der düster geschliffene Gospel eines talentierten, von rassistischen Ressentiments beherrschten und selbstverliebten Rhetors, der sich nicht um die Wahrheit seiner Predigt kümmert, sondern nur um deren Wirkung.

### Vaters schwarzer Ledergürtel

Liest man Coates' Traktat genau, dann fällt auf, dass er selbst nur zwei Mal in seinem bisherigen Leben direkt mit einem Gewaltereignis konfrontiert wurde – beide hielt er für bemerkenswert genug, um an sie zu erinnern, sieht man vom harmlosen Rencontre mit der Dame auf der Rolltreppe ab. Das ist wenig für ein Land, das darauf aufgebaut sein soll, den «schwarzen Körper auszulöschen». Beide Male ging die Gewalt von Schwarzen aus. Im ersten Fall vom eigenen strengen Vater, der ihn schon wegen Kleinigkeiten mit seinem schwarzen Ledergürtel züchtigte. Im zweiten von den Gangs in seinem Viertel, als eines Tages ein anderer Junge plötzlich eine Waffe zog und der elfjährige Ta-Nehisi mit Schrecken realisierte, dass der Tod in seiner Welt nur ein Wimpernschlag entfernt liegt.

Schuld an diesen Vorfällen aber hatten, so Coates, letztlich die Weissen. Der Vater verprügelte den Sohn aus Angst, um zu verhindern, dass dieser draussen auf der Strasse einen fatalen Fehler beging. «Entweder ich schlage ihn oder die Polizei.» Auch die brutalen Gangs, die ganze Stadtquartiere in brandgefährliche Kampfzonen verwandeln, waren Spätopfer der weissen Sklavenhalter. Ihr martialischer Auftritt, ihre Goldringe und die bodenlangen Ledermäntel, unter denen sie Pistolen trugen, waren nur eine Rüstung gegen die feindliche Welt, ein Versuch, die eigene Verletzbarkeit zu bannen. «Wenn ich heute an diese Jungs denke, sehe ich die Angst, und ich sehe, wie sie sich gegen die Geister der bösen alten Zeit wappnen, in der der Mississippi-Mob sich um ihre Grossväter scharte, um die Zweige des schwarzen Körpers abzufackeln und wegzuschneiden. Die Angst lebt in ihrem federnden Gang, ihren tief hängenden Jeans, ihren grossen T-Shirts, dem präzisen Winkel ihrer Baseballcaps.»

Schwarze sind in der kitschigen Getto-Soziologie dieses Autors immer unschuldig, als wären sie unmündige Kinder, unfähig, freie Entscheide zu fällen und Verantwortung für ihr Tun zu übernehmen. In sämtlichen Kriminalitätsstatistiken sind Schwarze, gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil, stark übervertreten. Ob Gewaltverbrechen oder

sogenannte White-collar-Delikte wie Fälschung, Betrug, überall überflügeln Schwarze alle anderen ethnischen Gruppen. Die grösste Gefahr für Schwarze sind allerdings nicht Polizisten oder weisse Rassisten, sondern andere Schwarze. 94 Prozent aller schwarzen Mordopfer wurden von Schwarzen getötet. Wer auf diesen Umstand hinweist und für die sozialen Pathologien in der afroamerikanischen Community noch andere Gründe in Erwägung zieht als ein rassistisches System, wird von Coates scharf abgekanzelt und zum moralischen Mörder erklärt. «Black-on-black crime» zu brüllen, bedeutet, einen Menschen zu erschiessen und ihn dann für seine Wunden zu schmähen.»

Die argumentativen Schwächen und manipulativen Manöver dieses Buches sind leicht zu erkennen. Trotzdem war nur wenig Kritik zu vernehmen. «Eine Karikatur schwarzer Realität», urteilte etwa der afroamerikanische Publizist Randall Kennedy im *Prospect*, «eine überschätzte Epistel.» Im Magazin *Politico* hiess es: «Zuweilen völlig albern und moralisch durchwegs engstirnig.» Solch nüchterne Stimmen blieben aber die Ausnahme, überschwängliche Jubelfeiern für den Meisterdenker Coates waren die Regel. Es stellt sich die Frage, warum sich gebildete Menschen dafür bedanken, dass man sie als Angehörige jener ethnischen Gruppe, «die sich für weiss

hält», kollektiv beschimpft. Exemplarisch für die intellektuellen Applaudierer formulierte es der Buchkritiker der *Washington Post*: «Es ist Coates, dem sich so viele von uns zuwenden, um ihm beizupflichten, ihn herauszufordern, oder häufiger, um unsere Ansichten aus dem Ton zu formen.»

### Schuldgefühle der weissen Mittelschicht

Coates ist talentiert, er schreibt gut. Aber dies kann nicht der Hauptgrund für die Verehrung sein, viele andere können auch gut schreiben. Oder ist es der *radical chic*, den sein Stil und seine von ihm zelebrierte Herkunft

### Die grösste Gefahr für Schwarze sind nicht Polizisten oder weisse Rassisten, sondern Schwarze.

aus dem Getto verströmen und der die zu meist aus geordneten weissen Verhältnissen stammenden Bewunderer fasziniert? Spielen die Schuldgefühle der liberalen weissen Mittel- und Oberschicht eine Rolle, die, verunsichert durch ein Klima der grassierenden politischen Korrektheit, sich nicht mehr getrauen, auf ihre Herkunft und Leistungen stolz zu sein? Die sich vor dem Chaos und der Gewalt in den Innenstädten fürchten und hoffen, mit der Belobigung eines rassistischen

Scharfmachers wie Coates den Zorn des Gettos ein wenig von sich wegzulenken?

Für Letzteres spricht, dass die demokratisch stimmenden Eliten in den Medien und an den Universitäten Ta-Nehisi Coates umso mehr ins Herz schlossen, je radikaler er auftrat und je unversöhnlicher er argumentierte.

«Wir sind keine Rassisten», konnten sie damit demonstrieren und gleichzeitig mit dem Finger auf ihre politischen Gegner zeigen, die für die Republikaner stimmenden Provinzler aus Middle America, die Kirchgänger und Konsumenten von Fox-News, die einfachen und durchschnittlichen Amerikaner, denen sie zwar nie begegnen, deren schlechten Kleidergeschmack und deren falsche Meinungen sie aber verachten und über die Obama mit unnachahmlicher Blasiertheit einmal gesagt hat: «Sie werden bitter, und sie klammern sich an die Gewehre, an die Religion oder an die Abneigung gegenüber Leuten, die nicht sind wie sie.» «Diese sind die Rassisten», signalisierte die Umarmung Coates', «an diese sollt ihr euch halten. Uns müsst ihr verschonen, denn seht her, wir sind die Guten.»

Ta-Nehisi Coates: Zwischen mir und der Welt.  
Hanser. 240 S., Fr. 27.90



Komm vorbei und teste unverbindlich und unkompliziert alle BMW Modelle deiner Wahl. Zum Beispiel die BMW R 1200 R ABS oder die BMW R 1200 GS TripleBlack ABS. Wir versprechen dir schon jetzt: Der erste Kontakt mit einer BMW wird dir lange in Erinnerung bleiben.

Alle Testdaten unter [www.bmw-roadtest.ch](http://www.bmw-roadtest.ch)





Tiefes Wirken: Imre Kertész.

**Imre Kertész (1929–2016)** — «Am Ende ist alles egal», sagte der ungarische Literaturnobelpreisträger einmal. «Auch das Schreiben. Auch das Leben.» Auch das Sterben demnach. Berühmt wurde Imre Kertész durch seinen «Roman eines Schicksallosen», aber erst lange nachdem er ihn verfasst hatte. Achtzehn Jahre lang laborierte Kertész an dem 1975 erschienenen Werk, das von seinem eigenen Schicksal inspiriert war: Kertész, ein ungarischer Jude, wurde 1944 nach Auschwitz und dann Buchenwald deportiert. Er überlebte die Konzentrationslager, aber die Erinnerung hielt ihn fest. Darüber zu schreiben, wurde zum Antrieb seines Lebens. Es war ein Versuch, die «Kultur des Holocaust» festzuhalten. Diese Jahre, in denen er sich im nunmehr kommunistischen Budapest mit Journalismus und körperlicher Arbeit über Wasser hielt und dabei in einer winzigen Wohnung sein Buch schrieb, gehörten zu seinen glücklichsten, sagt der mit ihm befreundete Can Togay. Glücklicher vielleicht als die Jahre des Welt Ruhms nach dem Nobelpreis 2002. Der, so sagte er einmal, habe ihn «vernichtet», ihn zum «Clown» einer «Holocaust-Industrie» gemacht. Das zeugt wohl mehr von den inneren Rissen einer Künstlerseele als vom tiefen Wirken seiner Bücher. Widersprüchlich auch seine Beziehung zu Ungarn, das er heftig kritisierte, in das er aber zurückkehrte, um in der Heimat zu sterben. Im Augenblick des Todes, sagt Togay, seufzte Kertész ein letztes Mal auf. Er starb nach langer Krankheit in den frühen Morgenstunden des 31. März.

Boris Kálnoky



Unaufgeregte Eloquenz: Politiker Genscher.

**Hans-Dietrich Genscher (1927–2016)** — Mitte der achtziger Jahre realisierte das ZDF eine neue Talkshow: Deutsche Politiker sollten Redaktionskonferenzen renommierter Zeitungen in Österreich, Deutschland und der Schweiz besuchen und sich dabei interviewen lassen. Die Premiere fand in Zürich statt – in der Redaktion der *Weltwoche* mit Hans-Dietrich Genscher als Gast. Ich erinnere mich an die Enttäuschung von uns jungen Redaktoren, dass wir uns angesichts der Erfahrung der *Weltwoche*-Fernsehprofis wie François Bondy, Hans O. Staub, Peter Schmid und Erich Gysling kaum in Szene setzen konnten. Zudem beherrschte Genscher schon damals die Dramaturgie des Auftritts – dank einer unaufgeregten Eloquenz.

Der Rechtsanwalt leitete als Aussenminister das Ende des Ostblocks ein. Er perfektionierte die Fähigkeit, Verhandlungspartner zu verunsichern, und löste damit oft auch Verärgerung aus – in Ost und West: Der Begriff «Genscherismus» begann die Runde zu machen. Der stand für sein strategisches Ziel, die Wiedervereinigung Deutschlands. Aus seinem Namen wurde noch ein zweiter Begriff abgeleitet: «Genschman», eine Kreation des Satire-Magazins *Titanic*. «Genschman» brachte die Fähigkeit Genschers auf den Punkt, mit Riesenohren alles Wichtige mitzuhören und omnipräsent zu sein.

Über eine persönliche Besonderheit hat er kaum geredet: Er war seit der Jugend immer wieder schwer krank und erholte sich nur dank unbändigem Überlebenswillen. Genscher, der es liebte, mit Ironie zu spielen, spöttelte auch darüber.

Peter Hartmeier

**Sommaruga, Blocher, Lohr, Kiener-Nellen, Cassis, Lombardi, Hauser-Süess, Widmer-Schlumpf, Leuthard, Schwenzer, Werder, Leuenberger**

Werbepost der besonderen Art erhielten kürzlich Bürger im Kanton Tessin. Absender war Justizministerin **Simonetta Sommaruga**. Doch nicht etwa in ihrer Funktion als Bundesrätin und auch nicht als Privatperson. Das Briefpapier stammt von Sommarugas Partei, der SP. In ihrem Brief offenbart die Magistratin ein eigenartiges Verständnis der direkten Demokratie: Sie lobt die Bevölkerung – Pardon: die «Zivilgesellschaft» – dafür, dass diese bei der Abstimmung über die Durchsetzungsinitiative am 28. Februar so abstimmte, wie sie, Sommaruga, und ihre Partei das wollten.

Damals seien der Rechtsstaat und die Menschenrechte verteidigt worden. Die Briefempfänger werden aufgefordert, «auf diesem Weg» weiterzuschreiten und «diese schöne Energie» zu konservieren. Dann wagt die Justizministerin freilich einen gewagten Sprung, von der «Zivilgesellschaft» zur Parteipolitik. Die SP werde auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen bei der politischen Meinungsbildung. Am Ende dankt die Bundesrätin den Empfängern des Schreibens für deren «wertvolle Unterstützung». Gemeint ist aber nicht etwa das ideelle «zivilgesellschaftliche» Engagement, sondern das liebe Geld: Dem Brief liegt ein Einzahlungsschein bei – für die «Sammlung «Sommaruga»». So nennt das Parteisekretariat die Bettelaktion. Dem nüchternen Beobachter bleibt das Staunen: Hat sich da nicht mal jemand darüber beschwert, SVP-Bundesräte wie Sommarugas Vorgänger **Christoph Blocher** vermischten das hehre Regierungsamt mit Parteipolitik? *Tempi passati. (gut)*

«Es ist nicht Zeit, weiter zu zögern; es ist Zeit, zu handeln!» Für diese Erkenntnis, im Presdienst der CVP verbreitet, flog Nationalrat **Christian Lohr** 22 000 Kilometer weit, an die Vollversammlung der Interparlamentarischen Union (IPU) in Lusaka, Sambia. Eine zehnköpfige Delegation aus der Schweiz, darunter SP-Nationalrätin **Margret Kiener-Nellen** als Leiterin, FDP-Fraktionschef **Ignazio Cassis**, sein Amtskollege von der CVP, Ständerat und Weltenbummler **Filippo Lombardi**, aber auch vier Funktionäre, traf sich vom 19. bis 23. März zum flotten Gedankenaustausch über Terror und Demokratie mit 1200 Delegierten aus aller Welt, darunter je fünf aus Kuba und aus Nordkorea, neun aus Sau-



di-Arabien und zwölf aus Simbabwe. «Die zahlreichen Gespräche und Zusammenkünfte boten die Basis für die Entwicklung von Resolutionen mit mehr als symbolischem Charakter», berichtete Christian Lohr. Und auf Nachfrage, was das bedeute, beteuerte er, die Resolutionen böten Ansätze zur «vertieften Umsetzung» in den Parlamenten: «Es können nur kleine Schritte sein.» Ein reicher Ertrag aus den 210 000 Franken, welche die Eidgenossenschaft für die IPU aufwendet. (sär)

**Brigitte Hauser-Süess**, 62, frühere CVP-Frauen-Präsidentin und jahrelanges Verlautbarungsorgan und engste Vertraute der früheren Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP), steigt noch einmal in die Hosen. Wie die *Weltwoche* schon Anfang Februar vermutete, wird die Walliserin Infrastrukturministerin **Doris Leuthard** (CVP) bei Abstimmungskampagnen unterstützen. Die beiden kennen sich von früher, wohnen in Bern fast Tür an Tür – eine nette Geschichte über Frauenfreundschaften, politischen Opportunismus und den in der ganzen Bundesverwaltung grassierenden Beziehungsfilz. Hauser-Süess zieht ab dem 1. Mai hinter den Kulissen bei Kampagnen die Fäden. (hmo)

In Therwil im Kanton Baselland müssen zwei muslimische Schüler ihrer Lehrerin nicht mehr die Hand geben. Das warf hohe Wellen in den Medien, und am Ende liess sich auch Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) vernehmen. «Dass ein Kind sich weigert, seiner Lehrerin die Hand zu geben, das geht nicht», belehrte die sozialdemokratische Bedenkenträgerin – und hat wohl vergessen, dass sie diese Entwicklung mit heraufbeschwor. Zum Beispiel, als sie Professorin **Ingeborg Schwenzer**, feministische Speerspitze in der Schweiz, mit einem Gutachten zum Familienrecht beauftragte. Die studierte Frauenflüsterin kam unter anderem zu



**Reicher Ertrag:** CVP-Nationalrat Lohr.

folgendem Ergebnis: Weil immer mehr Muslime in der Schweiz lebten, müsse man in Zukunft auch über Mehrfachehen diskutieren. «Gaht's no», schrien damals fast alle – ausser Justizministerin Simonetta Sommaruga. (hmo)

Hohe Kadermitarbeiter wie **Hans Werder**, Sozialdemokrat und früherer Generalsekretär von Bundesrat **Moritz Leuenberger** (SP), müssen auch nach ihrer Pensionierung nicht dabein. Dafür sorgt Vater Staat. Werder verdient als Vertreter der Eidgenossenschaft im Swisscom-Verwaltungsrat ein Zubrot zur Pension – und nicht zu knapp, wie aus dem Jahresbericht der Swisscom hervorgeht. Er konnte im vergangenen Jahr seinen normalen Verdienst als Swiss-



**Vertraute:** Widmer-Schlumpf, Hauser-Süess.



**Vater Staat:** Leuenberger, Werder, 2009.

com-VR in Höhe von 120 000 Franken dank Swisscom-Aktien verdoppeln. Verboten ist das nicht. Dass sich Verwaltungsräte der staatseigenen Telekomgesellschaft mit Aktien des Unternehmens eine goldene Nase verdienen, insbesondere die Vertreter des Bundes, dürfte aber nicht ganz nach dem Geschmack der zuständigen Bundesrätin **Doris Leuthard** sein. Besonders jetzt nicht, wo sie sich mit der Initiative «Pro Service public» auseinandersetzen muss. Die von Konsumentenseite lancierte Initiative will Staatsbetrieben wie der Swisscom Gewinne verbieten, Löhne und Honorare der Verwaltung anpassen. Das persönliche Gewinnstreben der Swisscom-Verwaltungsräte ist geradezu Wasser auf die Mühlen der Initianten. (hmo)

## Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für Digitalisierung in Grossunternehmen und Partner für Systemintegratoren.



Gilbert Erne  
Account Manager  
Grossfirmen

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Gilbert Erne | Tel. 044 578 78 78 | upc-cablecom.biz  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



# Üppiges Beamtenleben

Von *Christoph Mörgeli* — Endlos wuchert der Staat. Den immer zahlreicheren öffentlich Angestellten winken fette Löhne, hohe Pensionen, üppige Abgangszahlungen, ja sogar Boni. Fehlbare Beamte fallen weich.

Die Reorganisation des Wasserkopfs Bundesanwaltschaft kostet Millionen; ohne dicke Abgangspolster sind die überflüssigen und untauglichen Mitarbeiter nicht loszuwerden. Dem Armeechef wird der vorzeitige Rücktritt bis zur Pensionierung im 62. Altersjahr mit über 380 000 Franken versüsst. Jeder achte Bundesbeamte profitiert von Frühpensionierungen oder sonstigen Privilegien. Fast ein Drittel der Bundesangestellten bezieht eine «Leistungsprämie» von durchschnittlich 2540 Franken. Die SRG-Kader lassen sich elf Prozent ihrer Lohnsumme als Boni auszahlen, obwohl der Sender steuerlich finanziert wird und damit ein reiner Staatsbetrieb ist. Unsere Grenzwächter gehen mit sechzig in Rente, angeblich wegen abnehmender Reaktionsfähigkeit beim Gebrauch der Schusswaffe. Wann hat wohl der letzte Grenzwächter ausserhalb des Schiessstands einen Schuss abgefeuert?

Die Öffentlichkeit erfährt aus der Verwaltung zunehmend von Korruption, Bestechung, der Entgegennahme von Geschenken, Einladungen zu Reisen oder Veranstaltungen. Was ist bloss mit unseren Beamten los? Ist das Vertrauen der Bürger in die Staatsdiener erst einmal erschüttert, steht die Glaubwürdigkeit des Staates insgesamt auf dem Spiel. Die Unregelmässigkeiten bei den IT-Beschaffungen übersteigen eine Milliardensumme. Einzelne Abteilungen zahlen höhere Beträge an externe Auftragnehmer als vertraglich vereinbart, um ihr nächstes Budget nicht zu gefährden.

## Gefallen, um aufzusteigen

Zahlreiche Beispiele zeigen, wie problemlos gefallene Beamte wieder auf die Beine kommen. Daniel Roth (CVP), Chef Rechtsdienst des Finanzdepartements und vom Bundesstrafgericht wegen Veruntreuung verurteilt, darf demnächst die Stelle des Stadtschreibers von Aarau antreten. Ex-Rüstungschef Ulrich Appenzeller, der wegen des Gripen-Debakels zurücktreten musste, erhielt ein halbes Jahr den vollen Lohn und danach ein Jahresgehalt als Zugabe; jetzt begleitet er nach «freihändiger» Vergabe das Fedpol als externer Berater. Der Aargauer Oberrichter Ernst Roduner (SP), wegen eines Fischereivergehens einschlägig vorbestraft, wurde zum Untersuchungsrichter des Bundes hochbefördert, bis er sich selber ein Drohfax zustellte und erneut verurteilt wurde; seither verzehrt er seine stattliche Pension. Raphaël Saborit, persönlicher Mitarbeiter von Bundesrat Couchepin, wurde von der Bundesanwaltschaft

erappt, einen geheimen Tourismus-Mitbericht Christoph Blochers an die Walliser Freunde gefaxt zu haben. Er erhielt nach seinem unfreiwilligen Abgang zwei zusätzliche Monatslöhne, einen Bonus von 4000 Franken und einen neuen Job bei der Schweizer Unobotschaft in Genf.

Erwin Beyeler, der als Chef der Bundeskriminalpolizei dem importierten Drogenkriminellen Ramos eine prozentuale Erfolgsbeteiligung zugesichert hatte und später als Bundesanwalt von der Bundesversammlung abgewählt wurde, erhielt eine zweimonatige Weiteranstellung über die ordentliche Frist hinaus; dies ermöglichte ihm eine erhebliche Rentenaufbesserung. Später demokratisierte Beyeler die Justiz in Nordafrika mittels öffent-

## Kommt eine Pensionskasse in eine Schieflage, müssen die Steuerzahler die Milliardenlöcher stopfen.

licher Mandatsverträge. Sein Vorgänger Valentin Roschacher, Verursacher des grössten Justizskandals unseres Bundesstaates, ging mit einem zusätzlichen Jahreslohn in Frühpension. Auch die am Komplott gegen Bundesrat Christoph Blocher beteiligten Staatsanwälte fielen allesamt weich: Michel-André Fels, der sich 2007 mit seinem FDP-Parteifreund Beyeler über die fälschliche Denunziation von Christoph Blocher an die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrats gefreut hatte («Stärkt dich und mich»), wurde eben zum neuen Generalstaatsanwalt des Kantons Bern gewählt. Alberto Fabbri (CVP) amtet mittlerweile als Erster Staatsanwalt des Kantons Basel-Stadt, Claude Nicati (FDP) regierte als Staatsrat vorübergehend sogar den Kanton Neuenburg. Thomas Wyser, der beim Einsatz von Ramos mitführend war, fand Unterschlupf bei der Staatsanwaltschaft Berner Oberland. Beatrice Meli Andres, die Ramos vor Justizminister Blocher reinwusch («sorgfältig überprüft», «kein Agent provocateur»), administriert heute die parlamentarische Geschäftsprüfungskommission.

Wie lustig das Leben nach dem Beamtenleben sein kann, zeigt das Beispiel von Jean-Daniel Gerber (FDP). Dieser geisselte als Präsident der Gemeinnützigen Gesellschaft die «Millionensaläre von Spitzenmanagern» öffentlich als «unangemessen und ungehörig». Nur: Dank höchstmöglicher Staatspension und Bezügen als Verwaltungsrat von CS und

Lonza bezieht Gerber ebenfalls locker ein Millionensalär. Geradezu dreist ist der Fall Daniel Zuberbühler (SP), der als Direktor der Eidgenössischen Bankenkommision vor 2008 keine einzige Gefahr für die Grossbanken erkannt hatte, aber dennoch zum Vizepräsidenten der Finma aufstieg, um alsbald mit seinen intimen Kenntnissen als Senior Financial Consultant zur KPMG überzulaufen und finanziell so richtig zuzulangen.

Martin Dumermuth, Chef des Bundesamts für Justiz, erhält jährlich eine fünfstellige «Arbeitsmarktzulage», weil er nicht mehr Verwaltungsrat der Thuner Genossenschaftsbank AEK sein darf. Die Bundespersonalverordnung lässt solche Zulagen bis zu 20 Prozent der Lohnsumme zu. Die von Eveline Widmer-Schlumpf geförderte und als Vizedirektorin im Bundesamt für Migration gescheiterte Eveline Gugger Bruckdorfer wurde flugs zur Vizedirektorin der Eidgenössischen Zollverwaltung weg- und hochgestemmt.

Besonders christlichdemokratische Politiker leben in ihrem zweiten Leben gerne weiterhin auf Staatskosten. Der abgewählte Zürcher Regierungsrat Hans Hollenstein darf die Eidgenössische Postkommission präsidieren. Den Freiburger Urs Schwaller erwartete nach seinem Rücktritt als Ständerat das Verwaltungsratspräsidium bei der Post. Pius Segmüller erhielt nach der Abwahl als Nationalrat das Angebot der Armee, eine Ombudsstelle aufzubauen; anschliessend wurde der arbeitslose Oberst Chef Schiesswesen und ausserdienstliche Tätigkeiten.

## Bund attraktiver als Bank

Allerdings kann die Beamtenschaft nur diejenigen Privilegien geniessen, die die Politik ihr zuvor zukommen liess. Welche Exekutive, welcher Parlamentarier befasst sich schon eingehend mit Lohn- und Pensionskassenreglementen, die die Chefbeamten in ihrem eigenen Interesse formuliert haben? Kommt eine Pensionskasse in Schieflage – wie es bei derjenigen des Bundes über Jahre der Fall war –, müssen die Steuerzahler die Milliardenlöcher stopfen. Und die öffentliche Verwaltung wächst ungebremst. Mit fühlbarem Erstaunen berichtete der *Tages-Anzeiger* Ende 2013, dass der Staat pro Monat 523 neue Beamte anstellt. Anders gerechnet: Innerhalb von nur gerade vier Jahren haben Bund, Kantone und Gemeinden 25 100 neue Stellen geschaffen. Mittlerweile beschäftigt der Staat als Arbeitgeber 200 000 Men-



*Jahresgehalt als Zugabe:* Ulrich Appenzeller.



*«Arbeitsmarktzulage»:* Martin Dumermuth.



*Erhebliche Rentenaufbesserung:* Erwin Beyeler.



*Geradezu dreist:* Daniel Zuberbühler.



*«Millionensaläre»:* Jean-Daniel Gerber.



*Chefposten bei der Post:* Urs Schwaller.

schen, deutlich mehr als dreimal so viele wie der grösste Arbeitgeber des Landes – die Migros. Mit diesem «kostenverschlingenden Bürokratiewahnsinn» (*Tages-Anzeiger*) bewegt sich die Schweiz unaufhaltsam in Richtung Griechenland. Die Ausgaben des Bundes haben sich seit 2010 von 60 auf 67 Milliarden erhöht. Der jährliche Durchschnittslohn des Bundespersonals stieg trotz negativer Teuerung seit damals um fünf Prozent auf sagenhafte 121 533 Franken. Dieser schwindelerregende Betrag betrifft 37 200 Bundesstellen. Damit ist klar: In den Berner Verwaltungsbüros wird durchschnittlich mehr verdient als auf dem vielgescholtenen Zürcher Finanzplatz.

#### **Effiziente Wirtschaft, ineffizienter Staat**

Nun mag man einwenden, das Wachstum des Staatspersonals und der Staatsausgaben erkläre sich aus dem Wachstum der zu administrieren-

den Bevölkerung. Die Unternehmerin und Nationalrätin Magdalena Martullo (SVP) hat aber vorgerechnet, dass wir in Wahrheit eindeutig von einer Effizienzverschlechterung des Staates ausgehen müssen. Innert vier Jahren sind bei einem Bevölkerungswachstum von 3,4 Prozent die Staatsausgaben um 6,5 Prozent, die Staatsstellen um 10 Prozent und die Personalkosten um 12 Prozent explodiert. In derselben Zeit hat das Exportvolumen unserer Unternehmen um 9 Prozent zugelegt, während Energieverbrauch und Mitarbeiterzahl konstant geblieben sind. Die Preise für Konsumgüter im freien Markt sind seit 2010 deutlich gesunken. Ganz anders steht es dort, wo der Staat seine Hände im Spiel hat. Seit 2010 sind die Krankenkassenprämien um 13 Prozent und die Bahntarife um 10 Prozent gestiegen. Die Exportindustrie wächst also mit Effizienzgewinn, während der Staat laufend ineffizienter

wird. Die Wirtschaft bezahlt doppelt, nämlich das wachsende Heer der immer teureren Staatsbeamten und obendrein die von ihnen erfundenen, von den Politikern abgesegneten Gesetze, Regulierungen und Vorschriften, zum Beispiel die Energiestrategie 2050, Finanzplatzregulierungen, allgemeinverbindliche Gesamtarbeitsverträge, Lohnpolizei, Geschlechterquoten und Bargeldbeschränkung. Dabei wäre das für Arbeitsplätze, Löhne und Renten notwendige Wachstum nur möglich, wenn wir endlich die Staatsausgaben und die Zahl der Staatsangestellten reduzierten. Doch die durch ein institutionelles Rahmenabkommen mit der EU zu erwartende Regulierungsflut würde genau das Gegenteil bewirken.

Während die Schweizer Unternehmen gezwungen sind, nach der Abkoppelung des Frankens vom Euro ihre Kosten immer weiter zu senken, geht der Staat als Kostentreiber bei-

nahe vergessen. Die linken Parteien und die Gewerkschaften verfolgen diese Entwicklung natürlich mit Befriedigung. Im höheren und mittleren Kader der Verwaltungen besitzen sie ihre treuesten Anhänger und Erfüllungsgehilfen. Von den Wirtschaftsverbänden ist kaum etwas zu vernehmen; Priorität genießt dort offenbar die Unterstützung von Simonetta Sommaruga (SP) Asylgesetzrevision inklusive teurer Asylanwälte und Enteignungsmöglichkeiten von Privateigentum. Was kann auch er-

## Im Grunde ist es ungerecht, die Mängel der Bürokratie den Bürokraten anzulasten.

wartet werden von einer Economiesuisse, bei der eine Direktorin waltet, die zuvor ein Leben lang in der Bundesverwaltung tätig war? Die liberale Denkfabrik Avenir Suisse leistet sich mit dem Aargauer Ex-Staatschreiber ebenfalls einen neuen Chef, der bislang noch keine Stunde ausserhalb einer Amtsstube verbracht hat.

### «Krise der Zivilisation»

Cyril Northcote Parkinsons Bürokratiegesetz gilt auch hierzulande unerbittlich: Das Verwaltungspersonal wächst jährlich völlig unabhängig vom Umfang seiner Aufgaben. Je mehr Zeit für die Erledigung einer Aufgabe zur Verfügung steht, desto mehr wird die entsprechende Arbeit ausgedehnt. Aber im Grunde ist es ungerecht, die Mängel der Bürokratie den einzelnen Bürokraten anzulasten. Denn die Schuld liegt nicht bei jenen, welche die Ämter und die Verwaltungen besetzen, sich dort so behaglich einrichten wie möglich und alles nehmen, was sie erlangen können. Der Fehler liegt im System, nicht bei seinen Handlangern. Der Fehler liegt bei denjenigen, die den immer mehr ausufernden Verwaltungsmoloch dulden – also bei den Bürgerinnen und Bürgern respektive ihren Vertretern, die sie in die Parlamente wählen. Ebenso wenig, wie die Winzer für den Alkoholismus verantwortlich sind, sind unsere Staatsangestellten für die Bürokratie verantwortlich.

Schon dem bedeutenden Ökonomen Ludwig von Mises tat es jedes Mal weh, wenn junge Menschen in die öffentliche Verwaltung eintraten. Sie hätten dann nämlich nur noch das Recht, «gelehrig, unterwürfig und gehorsam» zu sein. Es gebe dort «keinen Platz für widerspenstige Unternehmer» mit eigenen Ideen: «Dies ist mehr als eine Krise der Jugend. Es ist eine Krise des Fortschritts und der Zivilisation.» Oder wie es der liberale Vordenker noch drastischer ausdrückte: Es drängten all diejenigen in den Staatsdienst, denen es charakterlich mehr liege, die Peitsche über den Mitmenschen zu schwingen, statt ihnen im freien Markt zu dienen. ○

## Zahlen und Fakten

# Es lohnt sich

**Von Florian Schwab — Offiziell ist der Beamtenstatus abgeschafft. Doch wer beim Staat arbeitet, ist immer noch besser versorgt. Neun exklusive Privilegien für Staatsbedienstete.**

«Im modernen Staat entfaltet sich der Klassengegensatz nicht so sehr zwischen dem Bürgertum und dem Proletariat als vielmehr zwischen der Klasse der Steuerzahler und der Klasse derer, die von den Steuern leben.»

Nicolás Gómez Dávila (1913–1994)

**1. Löhne ausser Konkurrenz** — Offiziell liegt der durchschnittliche Lohn eines Bundesangestellten, von der Sekretärin bis zum Amtschef, gemäss dem Eidgenössischen Personalamt bei 121 533 Franken. Dabei gehen allerdings die unüblich grosszügigen Arbeitgeberanteile an die Sozialversicherungen vergessen. Diese machen im Durchschnitt weitere 25 505 Franken oder 21 Prozent des Bruttolohnes aus, wie aus den jährlichen Staatsrechnungen des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD) hervorgeht (siehe Grafik 2 Seite 21). Die totale Vergütung, der sogenannte Brutto-Bruttolohn, liegt damit im Mittel bei 147 038 Franken.

**2. Tiefe Steuern** — Hohe Arbeitgeberbeiträge an die Pensionskasse sind ein Mittel, um die Steuerbelastung in Prozenten des Brutto-Bruttolohnes zu optimieren. Die Jahresrechnung des Bundes zeigt, dass jeder Angestellte der zentralen Bundesverwaltung im Durchschnitt Arbeitgeberanteile an die berufliche Vorsorge in der Höhe von 14 750 Franken

## Noch nie hat der Bund mehr Geld für Abgangsentschädigungen ausgegeben als im Jahr 2015.

erhält – ein happiger, steuerfreier Bestandteil des Einkommens. In den Kaderplänen des Bundes erreichen die Arbeitgeberanteile bis zu 24 Prozent des massgeblichen Bruttolohnes. Mit einer solchen Regelung geriete eine privatwirtschaftliche Firma rasch in den Verdacht der Steuerhinterziehung.

**3. Üppige Pensionen** — Dem Jahresbericht der Pensionskasse des Bundes, Publica – der neben den knapp 35 000 Bundesangestellten auch 27 500 Angestellte anderer bundesnaher Verwaltungseinheiten wie etwa der ETH angeschlossen sind – kann man entnehmen, dass der durchschnittliche Sparbeitrag eines Angestellten im Jahr 2014 17 000 Franken betrug. Dazu kommt ein Risikobeitrag im Umfang von durchschnittlich 3000 Franken.

Gesamthaft wird die Pensionskasse eines Bundesangestellten durchschnittlich mit 20 000 Franken im Jahr alimentiert. Laut dem emeritierten Zürcher Finanzprofessor Martin Janssen sind dies «im Vergleich mit der Privatwirtschaft hohe Beiträge». Es hänge zwar von der Altersstruktur der Belegschaft und von der Branche ab, jedoch würden im Durchschnitt bei einem privaten Unternehmen mit vergleichbarer Risikostruktur eher nur 10 bis 12 Prozent der Bruttolohnsumme, teilweise gar weniger als 10 Prozent, als Spar- und Risikobeiträge (Arbeitgeber und Arbeitnehmer) in die zweite Säule fliessen. Beim Bund ist es mit rund 15 Prozent bedeutend mehr.

**4. Sicherheitsabstand zum Nullzins** — Bei der Publica wird das Altersguthaben von Bundesangestellten mit 1,75 Prozent verzinst. Das ist deutlich höher als die vom Bundesrat festgelegte Minimalverzinsung von 1,25 Prozent. Kein Wunder, zahlen die Staatsangestellten rekordhohe freiwillige Beiträge in ihre Pensionskasse ein. Betrugen die Einkäufe im Jahr 2011 noch 31 Millionen Franken, so waren es im Jahr 2015 bereits 66,7 Millionen Franken. Gesamthaft haben die Beamten in den letzten sechs Jahren fast 300 Millionen Franken vor dem Tiefzinsumfeld (und vor der drohenden Berset-Altersreform) in Sicherheit gebracht und der Publica überwiesen. Dieser Trend dürfte sich noch akzentuieren, da die Eidgenössische Finanzverwaltung letztes Jahr ein anderes Zinsprivileg der Beamten abgeschafft hat: Im vergangenen April, kurz nachdem die *Weltwoche* über die attraktive Verzinsung von Sparguthaben bei der Sparkasse des Bundespersonals berichtet hatte, senkte das Finanzdepartement den Zinssatz für Einlagen auf 0,05 Prozent. Wenige Monate zuvor hatte er noch 0,5 Prozent betragen. Dass solche Grosszügigkeiten bei der Publica langfristig schwierig zu finanzieren sind, muss die Beamten nicht kümmern: Schon in der Vergangenheit wurde immer wieder der Steuerzahler zur Sanierung herangezogen – nicht nur beim Bund.

**5. Unbeeindruckt von der Frankenstärke** — Die Aufhebung der Kursuntergrenze am 18. Januar 2015 führte zu einem Gehaltssprung der im Ausland stationierten Diplomaten. Nun wird eigentlich ein Teil des ohnehin nicht knappen Lohnes durch einen sogenannten



Der Brutto-Bruttolohn liegt im Mittel bei 147 038 Franken.

Kaufkraftausgleich (KKA) an die Lebenshaltungskosten vor Ort angepasst. Der Frankensprung wäre also ein hervorragender Anlass gewesen, um der Staatskasse etwas Gutes zu tun. Zwischen Juli 2014 und Januar 2016 sanken die dem KKA unterliegenden Lohnbestandteile der Diplomaten im Auslandsdienst aber durchschnittlich um gerade einmal 2,4 Prozent. Gegenüber den Währungen der OECD-Länder hat sich der Franken in derselben Zeit kaufkraftbereinigt um das Doppelte aufgewertet, wie Statistiken der OECD belegen. In ausländischer Währung ergibt eine gesetzlich eigentlich nicht erwünschte Reallohnerhöhung für die Diplomaten von 2,4 Prozent.

**6. Goldene Fallschirme** — Noch nie hat der Bund mehr Geld für Abgangsentschädigungen ausgegeben als im Jahr 2015. Wie das im März erschienene Personalreporting des Eidgenössischen Personalamts zeigt, kostete dies

den Steuerzahler im letzten Jahr den Rekordbetrag von 3,122 Millionen Franken (siehe Grafik 1 unten). Auch die absolute Zahl der goldenen Fallschirme erreichte mit 38 einen Höchststand. Wer hat von dem Geldsegen in welchem Umfang profitiert? Das Eidgenössische Personalamt schweigt sich darüber aus. Der Steuerzahler darf zwar die goldenen Fallschirme bezahlen, hat aber offenbar kein Recht, zu wissen, wer diese erhält.

**7. Vergünstigter ÖV** — Sämtliche Bundesangestellten bekommen jedes Jahr ein Halbtax-Abo geschenkt oder ein Generalabonnement zu Vorzugskonditionen mit 15 Prozent Rabatt. Ende 2016 wollen die Schweizerischen Bundesbahnen alle Preise um 3 Prozent erhöhen. Von diesem Schritt sind zwar auch die Beamten betroffen, jedoch könnten die SBB den Schritt noch viermal wiederholen, bis die Bundesbeamten gleich viel für ein General-

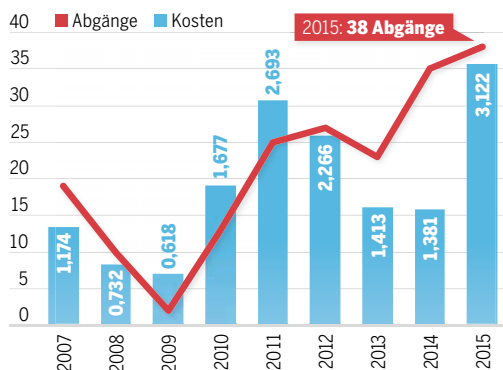
abonnement bezahlen müssten wie ein Nichtstaatsbediensteter heute. Diese Privilegienwirtschaft für 35 000 Beamte kostet jährlich zwischen 10 und 20 Millionen Franken. Sie läuft damit dem Ziel einer ausgeglichenen Jahresrechnung beim Staatsbetrieb SBB zuwider. Zudem konterkariert sie die verkehrspolitischen Anstrengungen zur Reduktion des Pendelverkehrs.

**8. Vorruhestandsurlaub** — Bestimmte Mitarbeiter des Bundes, deren Tätigkeit man als besonders belastend einschätzt, können bereits mit 58 den sogenannten Vorruhestandsurlaub antreten. Das bedeutet, dass sie bis zu ihrer ordentlichen Frühpensionierung mit 61 noch drei Jahre lang auf der Gehaltsliste des Steuerzahlers stehen, aber nicht mehr zum Dienst erscheinen müssen. Dies betrifft beispielsweise Grenzschützer oder das diplomatische Personal in Vertretungen, wo die Lebensbedingungen schwierig sind. Im Jahr 2015 hat dieser Vorruhestandsurlaub mit 58 Millionen Franken zu Buche geschlagen.

**9. Schutz vor konjunktureller Unbill** — Während die Beschäftigung in der Privatwirtschaft auf konjunkturelle Schwankungen reagiert, wachsen die Personalausgaben für die zentrale Bundesverwaltung relativ konstant (Grafik unten rechts). Zuletzt generierten knapp 35 000 Beame Personalkosten von 5,45 Milliarden Franken. Durch verschiedene Privatisierungen und Umstrukturierungen Mitte der 2000er Jahre wurden einige Mitarbeiter nicht mehr der Bundesverwaltung zugerechnet, was den scheinbaren Rückgang bei den Vollzeitstellen erklären mag. Der Bundesrat hat in seiner Finanzplanung für die kommende Legislatur den Personalaufwand auf dem Niveau des Budgetvoranschlags für 2015 abgeriegelt. Angesichts der munteren Privilegienwirtschaft ist dieses Ziel ein Anfang. Ob Bundesrat Ueli Maurer (SVP) bei diesem Thema noch mehr Ehrgeiz entwickelt? ○

### Abgangsentschädigungen beim Bund

Anzahl Abgänge und Kosten in Mio. Franken, pro Jahr

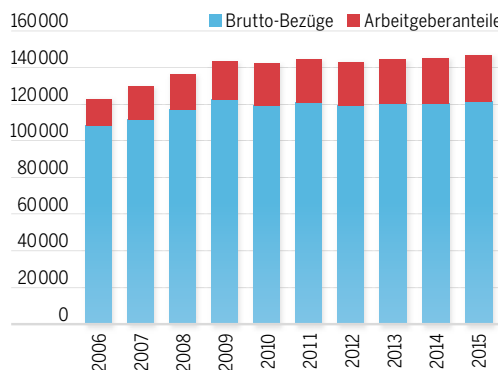


QUELLE: EIDGENÖSSISCHES FINANZDEPARTEMENT (EFD)

Die 35 000 Beamten beim Bund kosten mehr denn je.

### Durchschnittlicher Jahreslohn beim Bund

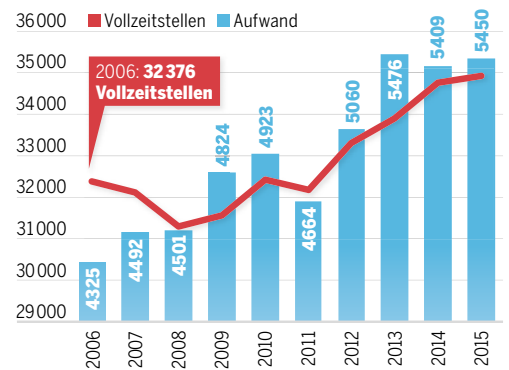
Brutto-Bruttolohn (Durchschnitt) in Franken



QUELLE: EIDGENÖSSISCHES FINANZDEPARTEMENT (EFD)

### Entwicklung beim Bundespersonal

Vollzeitstellen sowie Total Aufwand in Mio. Franken, pro Jahr



QUELLE: EIDGENÖSSISCHES FINANZDEPARTEMENT (EFD)

## Grüne Fachkraft

Von Henryk M. Broder — Katrin Göring-Eckardt und der Sinn für das Wesentliche.



Wenn die Fraktionsvorsitzende der Grünen, Katrin Göring-Eckardt, im Deutschen Bundestag eine Rede hält oder ein Interview gibt, sagt sie immer etwas Originelles, das es ver-

dient, festgehalten zu werden, damit nachfolgende Generationen sich ein Bild über den Grad der Verwirrung machen können, der in diesen Tagen den politischen Diskurs bestimmt. Erst vor ein paar Wochen erklärte sie vor der Synode in Bremen, durch die Flüchtlinge werde Deutschland «religiöser, bunter, vielfältiger und jünger»; die Unternehmen bekämen nicht nur die «benötigten Fachkräfte», es sei zudem «eine schöne Ironie der Geschichte», dass Flüchtlinge künftig die Renten von Wählern der Alternative für Deutschland (AfD) bezahlen würden. «Wir kriegen jetzt plötzlich Menschen geschenkt.» Es gebe keinen Grund, Angst zu haben.

Man muss der grünen Politikerin als mildern den Umstand zugutehalten, dass sie diese Aussagen vor der Silvesternacht am Kölner Hauptbahnhof machte, wo die jungen «Fachkräfte» eine grosse, bunte Party feierten. Anfang April gab sie der *Welt* ein Interview, in dem sie allerdings bewies, dass sie seitdem nichts dazugelernt hat. Sie schlug nicht nur vor, «den Islam bei uns ein[z]ubürgern, um Radikalisierung vorzubeugen», sie sagte auch: «Wir müssen diese Menschen für die Demokratie und die offene Gesellschaft und den Zusammenhalt zurückgewinnen», womit sie nicht etwa die marodierenden «Fachkräfte» meinte, sondern die Wähler der AfD. Offenbar hatten die vorausgegangenen Wahlen in Sachsen-Anhalt und Rheinland-Pfalz, bei denen die Grünen nur ganz knapp, nämlich mit 5,2 beziehungsweise 5,3 Prozent, den Einzug in die Parlamente schafften, die grüne Fachkraft für Demokratie, offene Gesellschaft und Zusammenhalt dermassen geschockt, dass ihr der Sinn für das Wesentliche abhanden kam: Wahlen werden von Wählern, nicht von Politikern entschieden. Zu sagen, die Wähler hätten sich von der Demokratie abgewandt, weil einem das Ergebnis nicht passt, zeugt nur von eigener Selbstüberschätzung und Verachtung der dummen Wähler, die nicht wussten, was sie tun. Nun kommt es darauf an, Frau Göring-Eckardt zurückzuholen und sie wieder in das demokratische Gehege einzubürgern. Keine einfache Aufgabe. Aber wir schaffen auch das.

## Grenzen des Marktes

Von Silvio Borner — Echte Liberale akzeptieren, dass nicht alle menschlichen Bereiche nach marktwirtschaftlichen Kriterien funktionieren.

Es gibt sehr gute Gründe, nicht alles, was knapp ist, der Zuteilung über den Markt zu überlassen. Zum Beispiel stellt sich bei Blut- oder Organspenden die Frage, ob eine Bezahlung dafür besser ist als ein rein freiwilliges System. Auch innerhalb einer Familie erfolgt die Kooperation nicht über Preise, sondern über vielfältige Formen der gegenseitigen Unterstützung. Eine Familie gedeiht aber nicht, wenn beispielsweise ein Kind konsequent den Rest der Familie auszunutzen versucht. In der Theorie spricht man in diesem Zusammenhang vom *rotten kid* («verdorbenes Kind»).

### Hilfsbereitschaft und Vertrauen

Warum Familienmitglieder dazu bereit sind, unentgeltlich Leistungen füreinander und im Extremfall selbst für ein «verdorbenes Kind» zu erbringen, erklärt sich durch die Überschaubarkeit und die familiären Bande. Diese ermöglichen eine enge und strenge soziale Kontrolle durch Prinzipien wie Fairness, Gegenseitigkeit, Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft und Vertrauen.

Was in kleinen Gemeinschaften bestens funktioniert, ist jedoch in grossen Gruppen zum kläglichen Scheitern verurteilt, weil dort eben Trittbrettfahren viel attraktiver und schwerer zu sanktionieren ist. Die sogenannte Grenzmoral sinkt mit zunehmender Grösse der Gruppe schnell. Fast niemand schmeisst seinen Abfall auf den eigenen Fussboden, aber immer mehr tun das ungeniert auf öffentlichem Grund, wenn sie nicht gesehen werden. Dass die jüngere Generation, die mit Nachhaltigkeitspredigten überflutet wird, nach Open-Air-Festivals Hunderte von Tonnen Abfall liegenlässt, widerspiegelt die Realität leider besser als rein verbales Ökologiewort.

### Tarif für Kochen, Putzen, Sex

Auch in einer marktwirtschaftlichen Zivilgesellschaft spielen Spenden, Freiwilligenarbeit und Milizsystem eine tragende Rolle. Wenn nun aber plötzlich all diese freiwillig erbrachten Nichtmarkt-Leistungen monetär bewertet werden sollen, pervertiert man gerade dadurch ihren intrinsischen Wert. Wenn ich als gutverdienender Grossvater die Enkelhüte, ist das nicht mehr wert, als wenn die

nichterwerbstätige Grossmutter diese Aufgabe (besser) erfüllt.

Die Leistungen einer Frau als Multidienstleisterin kann man also nicht zum Tarif für Putzen, Kochen, Erziehen oder Sex beziffern. Hier wollen wir ganz bewusst keine Markt-

### Es gibt Beziehungen, die wir mit guten Gründen nicht über Preise steuern wollen.

bewertungen anstellen. Es gibt in der Tat sehr viele gesellschaftlich, aber auch ökonomisch relevante Beziehungen, die wir absichtlich und mit guten Gründen nicht über Preise steuern wollen.

Dies gilt natürlich auch für die politische Gleichheit vor dem Gesetz. Wenn eine allgemeine Wehrpflicht besteht, kann sich der

Rekrutierte nicht mit Geld- oder Realersatz freikaufen. Oder wer stimm- und wahlberechtigt ist, kann seine eigene Stimme abgeben oder nicht, aber verkaufen darf er sie – im Gegensatz etwa zu einem Eintrittsbillet für ein Konzert – unter keinen Umständen. Dies sind klare und berechnete Grenzen des Marktes, die durch Prinzipien der Sozialethik oder

der Demokratie legitimiert sind.

### Gefährliche Entgrenzung

Genauso hat aber auch die Politik (und zwar auch in der Demokratie) den Geltungsbereich von Märkten zu respektieren. Marktergebnisse unter Wettbewerbsbedingungen sind effizient und somit auch gesellschaftlich erwünscht. Rein politisch motivierte Eingriffe in die Preisstrukturen sind deshalb a priori schädlich und zu unterlassen, wenn man sich einmal für eine Marktlösung entschieden hat. Unerwünschte Verteilungseffekte oder mangelnde soziale Absicherungen sind durch Steuer-Transfer-Mechanismen und ein Sozialversicherungssystem anzustreben. Genauso wie echte Liberale die Grenzen von Märkten akzeptieren, sollten auch die «sozialen Umverteilung» die Grenzen der Politik anerkennen.

Leider entwickelt sich die Schweiz von beiden Seiten her in eine gefährliche Grenzlösung mit negativen Folgen für die Freiheit und den Wohlstand.



# Hollande blockiert, Frankreich leidet

Von Hansrudolf Kamer — Im letzten Jahr seiner Amtszeit kommt Frankreichs Präsident nicht vom Fleck. Weder die Arbeitsmarktreform noch die Verfassungsänderung zur Terrorbekämpfung gelingen.



**E**in Jahr vor den Präsidentschaftswahlen muss François Hollande befürchten, dass ihn die Linke nicht mehr als Kandidaten aufstellen wird. Er hat kaum mehr Verbündete. Als er

Ende Februar die internationale Agrarmesse in Paris eröffnete, hagelte es Flüche und Beleidigungen vor laufenden Kameras. «Nichtsnutz» war noch das freundlichste Kompliment.

Er stand da wie ein begossener Pudel – nicht zum ersten Mal. Nichts geht mehr. Die geplante Arbeitsmarktreform musste er bis zur Unkenntlichkeit verwässern – unter Druck der Gewerkschaften und des linken Flügels seiner eigenen Partei. Die Verfassungsreform zur Terrorbekämpfung zog er zurück, nachdem ihm die Rechte die Unterstützung versagt und die Parteilinke die Vorlage sabotiert hatte.

Die alte Idee, französischen Terroristen die Staatsbürgerschaft zu entziehen, hatte er vom Front national (FN) gestohlen. Damit verärgerte er die Linke, ohne die Rechte gewinnen zu können. Seine politische Instinklosigkeit und sein fehlendes Gespür für die richtige Strategie führen ihn regelmässig ins Verderben.

Premierminister Manuel Valls sieht sich wiederholt veranlasst, Loyalitätserklärungen abzugeben, damit er nicht zur Unzeit in den Verdacht des «Königsmordes» kommt. Sie sind notwendig, denn immer wieder wird darüber spekuliert, ob Valls nicht der bessere Kandidat der Linken wäre. Mit Hollande als Bannerträger wird sie die erste Runde der Präsidentschaftswahlen kaum überstehen. In der zweiten wäre sie dann gezwungen, für einen Republikaner zu stimmen, um Marine Le Pen zu verhindern.

Die fünfte Republik, so wie sie konstruiert ist, braucht einen Präsidenten mit einem abgehobenen, monarchischen Touch, der sich nicht in jedes Detail einmischt und der bei einem wichtigen Vorstoss ein politisches Scheitern einkalkulieren kann. Dafür hat man einen Premierminister, der zurücktreten kann.

Hollandes Wahlkampfversprechen, er wolle ein Normalbürger im Elysée sein, war grundfalsch. Auch sein Vorgänger hatte ein Rollenverständnis, das dem Jobprofil nicht entsprach. Nach zwei schwachen Präsidenten leidet Frankreich, und die Frage stellt sich auch, ob das «System» überhaupt die erforderlichen Wirtschaftsreformen zulässt.

Hollande war angetreten mit dem Vorsatz, die sogenannte Austeritätspolitik in der Euro-Zone zu beenden und die Beschäftigung anzukurbeln. Doch die Euro-Krise machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Er konnte nicht riskieren, dass Frankreich zusammen mit dem «unsoliden Süden» Europas in einen Topf geworfen wurde.

## Ein heisser Sommer steht bevor

Seine Reichtumssteuer von 75 Prozent musste er fallenlassen. Er versuchte es mit einer Lockerung der Unternehmenssteuern, musste aber gleichzeitig ein gewisses Mass an Budgetdisziplin wahren, um in der EU nicht ganz aus dem Rahmen zu fallen.

Unter diesen Umständen verfehlte er sein wichtigstes Ziel – die Reduktion der hohen Arbeitslosigkeit. Im Rückblick ist klar, dass Hollande die Arbeitsmarktreform zu Beginn seiner Präsidentschaft, als er noch über politisches Kapital verfügte, hätte in Angriff nehmen sollen. Gesellschaftsinitiativen wie die Legalisierung der Homo-Ehe hätten warten können.

Es kam, wie es kommen musste: Hollande verlor reihenweise Kommunal-, Europa- und Regionalwahlen, in denen vor allem der Front national zulegte. Nur das Verfahren in jeweils zwei Runden verhinderte, dass der FN entsprechend seiner Stimmenzahl in Frankreichs

Regionen mehr Ämter besetzen und Macht ausüben kann.

Jean d'Ormesson, der alte Kämpfer, schrieb noch Anfang Jahr, Hollande werde von der Koalition, die ihn vor vier Jahren gegen Sarkozy gewählt habe, im Stich gelassen. Im Zeichen der Terrorgefahren suche er deshalb ein neues Bündnis, das ihn tragen könnte. Das wäre eben jene republikanische Front gewesen, das Versammeln aller «Aufrechten», die gegen den Front national in den Ring steigen müssten. Von diesem Geist war die grosse Verfassungsreform be-seelt, die nun spektakulär gescheitert ist.

Es war ein höchst unausgegrenztes Vorhaben. Es ist schwer erklärbar, wie Hollande auf den Gedanken kommen konnte, dass die Republikaner seine Reform unterstützen würden. Materiell sind sie zwar auf seiner Linie, doch dem Präsidenten aus der Patsche helfen – das überfordert ihren Patriotismus. Auch erinnern sich viele der im Senat vertretenen Konservativen noch an das Vichy-Regime, das unliebsamen Franzosen die Staatsbürgerschaft entzogen hatte.

Ein heisser Sommer steht bevor. Die terroristische Bedrohung bleibt beträchtlich, und die Fussball-Europameisterschaften bieten dafür

## Sein Versprechen, er wolle ein Normalbürger im Elysée sein, war grundfalsch.

ein grosses Ziel. Im *Figaro* war von Übungen der französischen Sicherheitskräfte zu lesen, bei denen die «Terroristen» Drohnen, Giftgas und radioaktive Substanzen einsetzten. Solche Gefahren blenden Organisatoren und Besucher lieber aus, auch wenn das Stade de France schon einmal Schauplatz des Schreckens war.



Nichts geht mehr: Präsident Hollande (l.), Premierminister Valls.

## Brändlis Hildebrand

Von Christoph Mörgeli

Der Autor Jürg Brändli aus Wald liebt den Kontrast zwischen Weiss und Schwarz. Das Pech der Konsumenten seines Kulturschaffens liegt darin, dass er jeweils die beiden Farben verwechselt. Nachzusehen bei seinem Kinofilm «Grounding» über das Ende der Swissair. Im *Zürcher Oberländer* hat Brändli einen Leserbrief veröffentlicht. Darin bezeichnet er den «Abschluss des weltgewandten ehemaligen Nationalbankpräsidenten» als «peinlichen Akt der Spiessbürgerlichkeit». Wenn man Philipp Hildebrand seine persönlichen Bankgeschäfte verbiete, sei das so, wie wenn Politiker nicht mehr abstimmen dürften.

Brändlis gibt's nicht nur in Wald. Brändlis gibt's im ganzen Land. Noch immer sind allzu viele Mitbürger nicht bereit, ihre Vorurteile abzustreifen und den Tatsachen ins Auge zu schauen: Ein oberster Notenbanker, der mit Währungen spekuliert, ist ein Skandal. Das gilt weltweit. Und für einen Weltgewandten erst recht. So viel spiessbürgerliches Rechtsempfinden muss sein. Und wäre der Täter geschneigelt wie aus dem Ei gepellt.

Die Chefredaktion der *Sonntagszeitung* hat das Problem bemerkenswert offen auf den Tisch gelegt: In der Schweiz werden Skandale nicht verarbeitet. Sondern zugedeckt. Nicht Jürg Brändli trägt die Schuld für sein mangelndes Rechtsbewusstsein. Sondern die sogenannten führenden Kreise von Politik, Nationalbank, Revisionsgesellschaften und Medien. Sie alle wollten nicht wissen, dass Nationalbankpräsident Hildebrand und seine Frau zeitgleich mit währungspolitischen Massnahmen Währungsgeschäfte tätigten; in einem Fall erzielten sie innert weniger Wochen einen Gewinn von 75 000 Franken.

Dass Hildebrand sein Spekulieren bis zuletzt auf die Ehefrau abschob, passt zum unaufrichtigen Schmierstück – zumal die Protokolle der Gespräche mit seinem Bankvertrauten das Gegenteil belegen. Der Bankrat machte eine jämmerliche Figur. Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf belog in der «Arena» die Nation brandschwarz. Die KPMG wollte die Transaktionen von Frau Hildebrand «aus Zeitgründen» nicht untersuchen. Als sie es später doch noch tat, übersah sie alle Beträge unter 20 000 Franken. Der verantwortliche Chefprüfer Daniel Senn betrieb bei der Bank Sarasin mutmasslich ebenfalls ein Spekulationskonto. In diesem Klima des Vertuschens entstehen nachträglich absurde Dolchstosslegenden. Im Zürcher Oberland und anderswo.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Nach dem Duro weiter so

Von Peter Bodenmann — Geplanter Kauf eins: Die blinde IRIS-T funktioniert leider nur bei gutem Wetter.



Geplanter Kauf zwei: Die lahme CAMM-ER hat zu wenig Reichweite.

Es gibt in der Bundesverwaltung keinen grösseren und ineffizienteren Laden als das Verteidigungsdepartement (VBS). Es kostet die Wirtschaft und die Steuerzahlenden pro Jahr korrekt berechnet neun Milliarden Franken.

Neben der Bundeskasse mit fünf Milliarden Franken muss vorab die Wirtschaft bluten. Anstatt zu arbeiten, rutschen zu viele junge und meist gutausgebildete Schweizer in Rekrutenschulen und Wiederholungskursen herum.

Während acht Jahren war der Bauernbürokrat Ueli Maurer Chef des VBS. Er wurde Anfang dieses Jahres durch den Bauernbürokraten Guy Parmelin abgelöst. Einst wollte er aus dem Saftladen von Sämi Schmid die «beste Armee der Welt» machen. In den letzten Jahren wirkte Maurer zunehmend lustlos. Und verlor – mit seinem Chalet unter dem Arm – die Luftschlacht um den Gripen. Es gibt weltweit nur eine beschränkte Anzahl von Waffensystemen. Jeder halbwegs interessierte VBS-Vorsteher müsste die Vor- und Nachteile aller relevanten Waffensysteme samt deren Preisen kennen. Weil er den lieben langen Tag sonst keine Probleme zu lösen hat.

Die Schweiz will nach dem Absturz des Gripen ein neues Boden-Luft-Abwehrsystem beschaffen. Die deutschen Raketen IRIS-T funktionieren bei schlechtem Wetter leider nicht. Das Konkurrenzmodell CAMM-ER von MBDA hat Reichweitenprobleme.

Für die «Rundschau» ist aufgrund von internen

VBS-Protokollen alles klar: Luftwaffenchef Schellenberg setzte die mit der Evaluation beauftragte Arbeitsgruppe unter Druck. Damit alle für die zeitnahe Beschaffung gleich beider Waffensysteme eintraten. Codename des Projektes: «Zwilling». Genauer wäre «Zweieiige Zwillinge»: Die IRIS – nomen est omen – sieht bei schlechtem Wetter nichts. Die CAMM-ER kommt zu wenig weit. Beide zusammen sprengen jedes Budget. Luftwaffenchef Schellenberg soll den Armeechef Blattmann nicht – oder nicht korrekt – über interne Bedenken und Kritiker informiert haben. Und Blattmann liess Parmelin im Dunkeln tappen. Guy Parmelin zog unter Druck von aussen die Handbremse. Der Rücktritt von André Blattmann wurde mit grossem zeitlichem Vorlauf angekündigt, Blattmann so vorzeitig plattgemacht. Eine administrative Untersuchung bereitet mittels Polit-Lenk Waffen den Abschluss von Luftwaffenchef Schellenberg vor. Das Personal von Ueli Maurer wird entsorgt. Zusammen mit den Zwillingen.

Beim VBS müsste die Presse eigentlich nur zwei Fragen stellen: Kannten Blattmann und Maurer die Vor- und Nachteile der beiden Boden-Luft-Systeme nicht? Oder wollten sie – wie zuvor schon beim Duro – einfach das übermässig vorhandene Geld verpulvern?

Der Fisch stinkt vom Kopf her.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Bart und Hoodie

Von Kurt W. Zimmermann — Der Präsident von Tamedia reist in die USA, um die Typen mit den Kapuzenpullovern kennenzulernen.

Das Ziel ist natürlich Palo Alto. Palo Alto, im kalifornischen Silicon Valley, ist die famose Kultstätte der digitalen Innovation. In der Kleinstadt liegen die Wurzeln von Firmen wie Google, Facebook, Skype und Pinterest.

Pietro Supino, der Verwaltungsratspräsident von Tamedia, fliegt diesen Sonntag hin. Er wird drei Monate lang in Palo Alto bleiben. Ein solcher Stage im Silicon Valley ist inzwischen schon fast Pflicht unter Topmanagern der Medienbranche. Vor Supino war beispielsweise Kai Diekmann vor Ort, der Herausgeber der *Bild*-Zeitung.

Diekmann liess sich in Palo Alto einen Bart wachsen und legte sich einen Hoodie zu. Beides halte ich bei Supino für weniger wahrscheinlich. Für Haare im Gesicht und für Kapuzenpullover ist er als Typ zu konventionell. Aber auch er möchte verändert zurückkommen.

In Palo Alto steht die famose Stanford University. Sie ist eine der wichtigsten Geburtsstätten der Revolution in der Medienindustrie. Supino hat sich für die nächsten drei Monate hier als «visiting scholar» eingeschrieben. Daneben wird er Unternehmen besuchen, die den technologischen Wandel der Branche voranbringen. Die Frage ist etwa, ob Journalisten künftig eine Art Inhalts-Ingenieure sind, die ihre Datenformate auf alle möglichen Kanäle transponieren können.

Supino wird im Silicon Valley mehr über die journalistischen Erzählformen erfahren, die das digitale Modell der Zukunft sind. Sie bestehen aus wechselnden Mischungen von Text, Ton, Videos und Animation, die hier erprobt und angewendet werden. Supino will die kreativen Typen mit Bärten und Hoodies kennenlernen, die solch neue Story-Formate vorantreiben. Dieser Typus ist in seinem Medienhaus in Zürich noch nicht allzu verbreitet.

Dennoch ist bemerkenswert, wie gut sich sein Haus im Vergleich bis heute geschlagen hat. In vielem ist Tamedia den US-Verlagen mindestens ebenbürtig.

Der Verlag der *New York Times* beispielsweise macht heute einen Umsatz von gut 1,4 Milliarden Franken, also etwas mehr als Tamedia. Der Gewinn von Tamedia hingegen liegt mit 330 Millionen dreimal höher als jener der *New York Times*.

Der Grund liegt darin, dass die Zürcher im sogenannten Classifieds-Geschäft deutlich besser als die Amerikaner sind. Sie haben die Vermittlung von Stellen, Immobilien und



Auf zu den kreativen Typen: Tamedia-Chef Supino.

Autos erfolgreich ins Internet transportiert. Hier fallen gewaltige Gewinne an.

Die Schweizer sind besser im Inseratemarkt, die Amerikaner sind dafür besser im digitalen Lesermarkt. Siebzig Prozent der Leser der *New York Times* beziehen ihr Blatt nicht mehr gedruckt, sondern nur noch online. Sie lesen es auf dem Smartphone, auf dem Tablet und auf dem Notebook. Beim *Tages-Anzeiger* sind es zehn Prozent.

Die US-Redaktionen stehen darum vor ganz andere Nutzererwartungen. Sie müssen ihren Journalismus auf das Smartphone zuschneiden, mit bewegten Bildern, mit Grafiken, mit interaktiven Elementen und Verknüpfung zu Social Media. Den Schweizer Journalisten genügt meist noch ein Text mit einem Foto dazu.

Als *Bild*-Chefredaktor Diekmann aus Palo Alto zurückkehrte, sagte er: «Wir brauchen mehr Techies auf der Redaktion.» Es ist zu erwarten, dass Supino zum gleichen Resultat gelangt. Technologisches Know-how wird immer wichtiger auf den Redaktionen. Journalisten der Zukunft müssen fähig sein, den von ihnen produzierten Mix aus Text, Videos und Grafik auf die Website sowie in die eigenen Apps und in Facebook wie Youtube einzuspielen.

Bisher waren Journalisten Inhalts-Schaffende. Die Journalisten der Zukunft sind Inhalts-Programmierer.

## Aufgeräumt

Von Beatrice Schlag — Die Hoffnung auf Ordnung.

Es gibt eine rätselhafte und immer grössere Kaste von Menschen, denen in ihrer Wohnung nur wohl ist, wenn sie aussieht wie eine Hotelsuite, die die Putzfrau gerade verlassen hat. Nichts ausser ein paar gerahmten Bildern an der Wand weist darauf hin, dass sie hier ein- und ausgehen. Nicht ein einziges schiefes Kissen, nirgends ein aufgeklapptes Buch oder eine halbabgebrannte Kerze. In der Küche ausser der tadellosen Gewürzbatterie kein Anzeichen, dass dort je Nahrungszubereitung stattfindet. Wüsste man es nicht besser, würde man denken, dass Bestsellerautorin Marie Kondo mit ihrem Ordnungswahn viel durchschlagenderen Erfolg hat als befürchtet. Aber die Wohnungen sahen schon vor ein paar Jahren so aus. Eine Freundin, bedingungsloser Kondo-Fan, zeigte, wie man ganz weiche T-Shirts und hauchdünne Slips so falten kann, dass sie stramm wie kleine Bücher in der Schublade aneinandergereiht werden können. Sie sagte, die Übersicht sei unbezahlbar. Kann sein. Aber sehnte man sich nach einer Unterwäsche-Bibliothek in der Schublade?



Über Ordnung zu streiten, ist hoffnungslos. Den meisten Menschen über zwanzig ist eine aufgeräumte Wohnung lieber als eine Chaos-Bude. Aber was ist aufgeräumt, was schon steril? Marie Kondo rät auch, alle ungelesenen Bücher und kaum getragenen Kleider wegzuworfen, die vor mehr als zwei Jahren gekauft wurden. Das ist ein tauglicherer Hinweis für Abgrenzungen. Ungelesene Bücher in einem Regal erzählen so viel über ihre Besitzer wie gelesene. Über das, was sie noch zu lesen hoffen, über das, was sie nach ein paar Seiten mutlos oder enttäuscht weggelegt, aber noch nicht ganz aufgegeben haben. Dasselbe mit Dingen zum Anziehen. Manchmal gefällt einem nach vier Jahren ungemein, was man nach dem Kauf ratlos weghängte. Man fragt sich, warum es einem früher nicht gefiel, und erinnert sich an strenge Massstäbe, die inzwischen lockerer wurden. Wer gnadenlos aufräumt, entsorgt auch einen Teil seiner Geschichte. Manchen ist das recht. Was Marie Kondo nicht behaupten sollte, ist, dass Ordnung in der Wohnung auch Ordnung im Gemüt schafft. Kein Mensch hält die «Tagesschau» besser aus, weil er die Unterwäsche bündig faltet.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer Dame von heute bei der Begrüssung noch die Hand küssen?

*Martin Baumgartner, Reinach BL*

Neulich hatte ich grossen abendlichen Redebedarf. Mein Freund aber wollte lieber unter die Dusche. Er gab mir einen Handkuss und liess mich plappernd stehen. Das fand ich netter, als wenn seine Flucht ganz kusslos verlaufen wäre. Fazit: Wenn man eine Frau nicht auf den Mund küssen kann, weil sie redet, geht auch die Hand – in Beziehungen. Bei einem Handkuss zwischen Menschen, die sich weniger nahestehen, sieht es anders aus. Es braucht viel Selbstbewusstsein und Charme, um diese Geste nicht anzüglich oder allzu altertümlich erscheinen zu lassen. Im Zweifel: Besser die Hand schütteln und die Frau mit freundlichem Lächeln von Auge zu Auge grüssen. Es sei denn, Sie wollen ernsthaft flirten und haben den Eindruck, Ihr Gegenüber will das auch. Dann Mund auf die Hand: Irgendwie ist es ja herzlich. *Claudia Schumacher*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die strategische Neuausrichtung der Bank blieb aus.»

*Andreas Mader*

### Wo bleibt Grübel?

Nr. 13 – «Ballade einer Grossbank»;  
Berichterstattung über die Credit Suisse

Die Übernahme der Geschäftsleitung durch Herrn Oswald Grübel nach der Ära Mühle- mann war nicht mit einer echten Sanierung verbunden. Dies deshalb, weil bei einer echten Sanierung nicht – quasi über Nacht – Milliarden- gewinne möglich sind. Strategische Neuaus- richtungen sind, vor einer Erfolgsphase, stets mit unangenehmen Bereinigungen ver- bunden, die eine Organisation «durchschüt- teln» und dadurch auch mit negativen Schlagzeilen verbunden sind, weil die Fehl- entwicklungen an die Oberfläche gelangen. Neben dem eifrig gefeierten Verkauf der Winterthur-Versicherungen, die sich seit dem Verkauf an die CS von der (unter Fachleuten unbestritten) besten Versicherung zu einer Or- ganisation voller Probleme gewandelt hatten, blieb die strategische Neuausrichtung der Bank aus. Dies geht aus den Beschreibungen im Artikel eigentlich klar hervor. Umso mehr hat es mich erstaunt, dass die Arbeit von Herrn Grübel mit keinem kritischen Wort beurteilt wurde. Sehr komisch für ein Blatt, das sich rühmt, keine «Scheuklappen» zu haben.

*Andreas Mader, Zürich*

Der Verwaltungsrat der CS hat sehenden Auges die jetzige Katastrophe geschehen lassen. Vor Jahren schon hätte man Dougan entlassen müssen. Jetzt tritt Rohner als VR-Präsident wieder an. Wie sagte er unter anderem doch so schön nach dem Debakel mit dem Schuld- eingeständnis in der US-Steueraffäre: «Wir übernehmen die Verantwortung insoweit, als wir die Bank durch diese schwierige Zeit ge- führt haben (sic! HPO) und weiter führen.» Dies erinnert mich an Ospel, der, als er 2008 ge- fragt wurde, ob er jetzt nicht zurücktrete, gesagt hat, nein, er sei doch ein Teil der Lösung der Probleme. Es kam für ihn bekanntlich anders. Die CS braucht jetzt einen VR-Präsi- denten, der vom Fach und angesehen ist und allgemein akzeptiert wird. Dies ist Rohner be- stimmt nicht. Eine Wahl, die sich geradezu aufdrängt, wäre Oswald Grübel. Herr Grübel hätte auch die Kraft, im CS-Verwaltungsrat die überfällige Remedur zu schaffen. Er wäre der Mann, der Neues aufgleisen könnte. Auf dem Gebiet des Investmentbankings zum Beispiel ein Zusammengehen mit der ebenfalls gebeu- telten Deutschen Bank mittels Gründung ei- ner gemeinsamen europäischen Bank für die- sen Geschäftszweig. Damit wäre wohl beiden Banken gedient.

*Mauro Borchert, Zürich*



«Erinnerungen an Ospel»: CS-Führung.

### Kameras wären die Lösung

Nr. 13 – «Ein Lügner und seine Komplizen»;  
Alex Baur über staatliche Willkür

Viele Verfahren betreffend Auseinandersetzungen zwischen Polizisten und Bürgern (Sportanlässe, Demonstrationen usw.) kosten viel Geld und schaffen meistens Misstrauen, was dem Vertrauen in die staatlichen Organe schwer schadet, auch wenn es sich um einen Fall in dubio pro reo handelt. Das wissen die Bürger ja nicht. Wieso schauen wir nicht endlich auf die Situation in anderen Ländern? Es wäre doch sehr einfach, wenn die Schweizer Polizisten bei Einsätzen auf dem Kopf eine Filmkamera tragen müssten. Dadurch könnten viele Sachverhalte schnell klargestellt werden. Und vor allem könnten viele Kosten

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

für Polizeikräfte gespart werden, denn oft genügte ein Polizist (habe das schon selbst erlebt bei einem kleinen Auffahrunfall in Florida). Dazu könnte man endlich Computer in den Polizeiautos installieren, so dass die Polizeirapporte sofort erstellt und ausgedruckt/unterschieden werden könnten. Was ist daran widerrechtlich?

*Richard Sieber, Balgach*

### Geheimnisvolle Zwärqli

Nr. 13 – «Spielzeugfrei»; Philipp Gut über ein pädagogisches Experiment in Kindergärten

Wer ist dieses von allen guten Geistern verlassene Kindergartenteam, dem die Idee kam, den Kindern kein Spielzeug mehr zu geben? Ich mag mich noch gut an meine Kindergartenzeit erinnern, an die geheimnisvollen *Zwärqli*, an die vielen Puppen, Teddys oder an die Malutensilien. Jedem ist seit ewigen Zeiten klar, dass Spielen die Fantasie der Kinder fördert und diese davor beschützt, auf «dumme Gedanken» zu kommen. Ich frage mich, wie diese durch Brüssel Gebauchpinselten mit den Kindern spielen wollen, wenn es regnet und man nicht nach draussen gehen kann. Mit dem Staub vom Boden, mit Luft oder mit Wasser?

*Mengia Willmann, Luzern*

### Die verspottete Mehrheit

Nr. 12 – «Im Schoss der Kirche»; Pierre Heumann über Polen

Endlich hat jemand gute journalistische Arbeit geleistet, war auf dem Land, hat verschiedene Leute interviewt und versucht, wirklich ganz sachlich über Polen zu schreiben. Üblicherweise kopieren westliche Zeitungen reflexionslos, was in der linken *Gazeta Wyborcza* steht, sie sprechen nur mit den Leuten, die entweder aus dem linken Mainstream stammen oder die mit der vorherigen Regierung alliiert waren. Die *Weltwoche* hat aber nicht nur die oberen, reichen, glücklichen und europäischen 500 000 Menschen analysiert, sondern auch die Mehrheit der Polen, die definitiv von der vorherigen Regierung vergessen, verachtet und von manchen auch verspottet wurde.

*Martin Ormass-Kubacki, Warschau (Polen)*

### Ideologischer Tunnelblick

Nr. 12 – «Die Untoten von Marignano»; Markus Somm über Schweizer Geschichte

Selten habe ich einen Artikel mit so viel Genuss gelesen wie die Analyse über die linksgerichteten Historiker, die selbst historische Tatsachen zurechtbiegen, bis es ihrem Weltbild entspricht. Ihnen sei gesagt, ohne diesen Respekt, den sich die alten Eidgenossen verschafft haben, gäbe es uns Eidgenossen schon lange nicht mehr. Selbst der Wiener Kongress 1815 wagte es nicht, die alte Eidgenossenschaft zu zerreißen.

Übrigens hat der Zürcher Reformator Huldrych Zwingli (er war als Feldprediger bei Marignano dabei) selber gesehen, wohin das Reislafen gegen Geld unsere Vorfahren bringen würde. Trotz seiner Freundschaft mit Kardinal Schiner liess er sich nicht mehr davon überzeugen, dass das Reislafen für die damalige Jugend von Vorteil sei. Das reformierte Zürich hat danach das Reislafen unter Androhung von schweren Strafen verboten. Somm hat in seinem Buch die negative Rolle des Kardinals klar aufgezeigt.

*Roman Bont, Oberglatt*

Im Bestreben, die Schweizer Geschichte «von alten Mythen zu befreien», haben die heute tonangebenden Historiker das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Im Glauben, der Nationalstaat sei die Wurzel allen Übels, versuchten sie, die «bürgerliche» Geschichtsschreibung generell in die Ecke des «Nationalkonservatismus» zu rücken. Somm glaubt sogar, sie hätten mit diesem Vorgehen nicht ganz zufällig versucht, eine «transnationale» Sicht auf unser Land zu vermitteln und damit den EU-Beitritt der Schweiz zu befördern. Woher rührt aber das ungebrochene Interesse vieler Schweizer am Tun und Lassen unserer Vorfahren – ausserhalb des ideologischen Tunnelblicks der Historiker? Vielleicht gründet es auf Henry Kissingers Prämisse, «dass Geschichte für Nationen das ist, was der Charakter für einzelne Menschen bedeutet». Die Prämisse wird zufällig vom Harvard-Geschichtspräsident Niall Ferguson im Interview zu seiner Biografie über den einflussreichen US-Aussenpolitiker in derselben Ausgabe der *Weltwoche* erwähnt.

*Peter Sommer, Adliswil*

## Einspruch

# Erfolge der CS

Wie die Grossbank zur Marktleaderin wurde.

*Von Joseph Jung*

**Z**ur Titelgeschichte der letzten *Weltwoche* möchte ich folgende Punkte klarstellen: 1 — **Allfinanz:** Ende der 1980er Jahre entwickelte die CS Holding eine Allfinanz-Strategie. Sie gründete die CS Life, die operativ rasch erfolgreich unterwegs war. Als Mitte der 1990er Jahre die traditionellen Beziehungen mit der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) in die Brüche gingen, flüchtete die Winterthur-Versicherung in den Schutz der Credit Suisse Group AG. Doch diese Integration befruchtete die Allfinanz-Idee nicht im gewünschten Masse. Der Hauptgrund lag darin, dass der Druck vom Zürcher Paradeplatz auf das «Winterthur»-Management von Anfang an zu wenig stark war. Welche Möglichkeiten die Allfinanz geboten hätte, zeigen Beispiele in Frankreich oder namentlich die ING in den Niederlanden. Die «Winterthur» wurde 2006 zum Barverkaufspreis von 12,3 Milliarden Franken von der Credit Suisse Group AG an die Axa verkauft.

2 — **Strukturbereinigung:** Die Schweiz in den 1990er Jahren: Mit den Übernahmen der Bank Leu (1990), der Schweizerischen Volksbank (1993) und der Neuen Aargauer Bank (1994) nutzte die CS-Gruppe eine Jahrhundertchance und holte den Rückstand, den sie sich ab den 1950er Jahren gegenüber der SBG und dem Schweizerischen Bankverein (SBV) eingehandelt hatte, auf. Diese Übernahmen erfolgten gesamthaft gesehen ohne Bezahlung von Goodwill. Sie waren auch ein Erfolg der Holdingstruktur der CS. Erst dank diesen Akquisitionen, deren Ertragskraft bis heute positiv durchschlägt, war es der CS Holding gelungen, das traditionelle Defizit der alten Kreditanstalt im Retail- und Corporate Banking zu beheben. Bis zur Fusion von SBV und SBG zur UBS 1997 war die CS-Gruppe in der Schweiz Marktleaderin und grösste Bank. Im Jahr 2000 hatte sie zudem die Börsenkapitalisierung der UBS übertroffen.

3 — **Übernahme DLJ:** Mit der Generalversammlung vom 26. Mai 2000 trat Rainer E. Gut als Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse Group AG zurück. In die Akquisition der amerikanischen Donaldson, Lufkin & Jenrette (DLJ) durch die Credit Suisse Group AG im November 2000 war er nicht mehr involviert.

**Prof. Dr. Joseph Jung** ist ehemaliger Chef-Historiker der Credit Suisse.

## DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)



# Von der Wiege bis zur Bahre

Die Kesb befasst sich nicht nur mit dem Kinderschutz, sondern auch mit dem Erwachsenenschutz. Wer aufgrund des Alters oder Unfall handlungsunfähig wird, kommt unter staatliche Obhut, ausser man hat vorher die Selbstbestimmung gesichert. Von Beat Gygi und Doreen Borsutzki (Illustration)

Der Begriff «Kesb» wird langsam Teil der Alltagssprache, aber was bedeutet er genau? «Kindes- und ...» Ah ja, das sind doch die Behörden, die in den vergangenen Jahren Aufsehen erregt haben, weil sie in privaten Haushalten aufgetaucht sind und Kinder unter staatliche Betreuung genommen haben. Per Verfügung haben sie Kinder unter Beistandschaft gestellt und die Zuständigkeiten der Eltern zurückgeschnitten. Moment, das stimmt nur halb, es geht um mehr. Der vollständige Name der Instanz lautet: «Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde». Die auf Bundesebene vorgeschriebene und kantonale geregelte Kesb ist viel mächtiger, sie nimmt nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene unter ihr Regime, sobald bei diesen bestimmte Bedingungen nicht mehr erfüllt sind. Ende 2014 gab es im Kanton Zürich laut offizieller Statistik 7800 Minderjährige, die von Kesb-Massnahmen betroffen waren, und 13 400 Erwachsene. Gemessen an der Wohnbevölkerung (+1,4 Prozent), blieben die Anteile laut Kantonsangaben 2015 konstant.

Und bei Erwachsenen geht es oft um viel Geld. Ein Beispiel: Ein älteres Ehepaar kann auf ganz geordnete Weise zusammenleben, wenn der an Demenz leidende Ehemann von seiner Frau betreut wird und sie in ehelichem Vertretungsrecht auch die finanziellen Dinge der beiden regelt – bis ein Anlass auftaucht, der diesem Zusammenspiel amtlich ein Ende setzt. Das kann der Fall sein, wenn eine Verlängerung des Hypothekarvertrags nötig wird und die Unterschrift der Frau im Rahmen des ehelichen Vertretungsrechts dafür nicht ausreicht. Für diese «ausserordentliche Vermögensverwaltung» müssten beide Ehepartner ihre Unterschrift leisten, der Mann aber gilt als handlungsunfähig.

## Wachsendes Misstrauen im Volk

Das Ehepaar hat mehrere Kinder, und unter dem früheren Recht wäre es sehr wahrscheinlich gewesen, dass die Familie die Verlängerung des Kredits einvernehmlich über die Runden gebracht hätte. Unter dem seit Anfang 2013 geltenden Kindes- und Erwachsenenschutzgesetz geht dies aber nicht mehr, Familie und Selbstbestimmung spielen nicht mehr die gleiche Rolle. Sofern die Ehepartner nichts vorgekehrt haben, also keinen formgerechten und von der Kesb validierten Vorsorgeauftrag formuliert haben, schreitet gemäss den neuen Spielregeln die Behörde ein, da der Ehemann handlungsunfähig ist.

Die Sache mit dem Hypothekarkredit läuft dann also über die Behörde. Die Familie kann versuchen, die für sie glimpflichste Lösung vorzuspüren, indem sie beispielsweise beim Antrag auf eine Beistandschaft bereits geeignete Kandidaten ins Spiel zu bringen sucht. Wenn die gesamte Vermögenslage klar dargelegt wird, die Kinder den Beistandschaftsantrag mit ihrer Unterschrift unterstützen und der gewünschte Beistand schon in einer Art Bewerbungsdossier vorgestellt wird, kann dies laut Branchenexperten die Chance erhöhen, von der Kesb den erwünschten Bescheid zu erhalten – quasi nach dem Motto: «Kooperation bringt mehr als Konfrontation.»

Vor allem für die Frage, wie die Behörde die Rolle der Familie sieht, kann dies entscheidend sein. Immer wieder ist zu hören, dass Kesb-Fachleute meist die Frage in den Vordergrund stellen, welche Interessenkonflikte es innerhalb der Familie geben könnte: Kinder gegen Eltern, Geschwister gegen Geschwister, Ältere gegen Jüngere? Es gibt noch viele weitere mögliche Kombinationen, Spannungen zwischen Halbgeschwistern, Partnern und fremden Kindern aus erster und zweiter Ehe und so weiter. Nach den Worten von Andreas U. Hefele, Vermögensverwalter und Fachexperte Vorsorgeauftrag in Pfäffikon ZH (siehe Interview auf Seite 30), erfährt



«Oben nach unten»: SP-Regierungsrat Notter.

die Kesb auch deshalb so oft Widerstand im Volk, weil die Behörde dem Vertrauen und den Beziehungen innerhalb der Familie ein ziemlich deutlich erkennbares Misstrauen entgegenbringe. Aus offizieller Optik hafte der Familie oft das Image einer mangelhaft funktionierenden Einrichtung an, ja sie erscheine fast als Ansammlung von Interessenkonflikten, die es amtlich zu meistern und zu neutralisieren gelte.

Die Auffassung von der Familie als einer konfliktträchtigen Lebensgemeinschaft, die unter Beobachtung gehört, spiegelt sich auch im Formular «Gefährdungsmeldung Erwachsenen-

## Das Ganze kann Prozesse in Gang setzen, an deren Ende Familien tatsächlich beschädigt sind.

schutz», das jedermann von der Kesb-Internetseite herunterladen, ausfüllen und der Behörde zuschicken kann. Auf drei Seiten kann man da sorgenvolle Vermutungen über die Zurechnungsfähigkeit eines Nachbarn oder Mutmassungen über mögliche häusliche Gewalt in der gegenüberliegenden Wohnung notieren. Der Absender gibt darin seine Personalien sowie diejenigen der zu meldenden Person an.

Im Abschnitt mit der Frage «Was melden oder beantragen Sie?» bietet die Behörde ein grobes Raster zum Ankreuzen der beobachteten Abnormalität: a) altersbedingter Schwächezustand; b) Suchterkrankung; c) psychische Störung; d) geistige Behinderung; e) somatische Erkrankung; f) andere Gründe. Dann folgen zusätzliche Fragen zu den gemachten Beobachtungen und zu weiteren Informationen, beispielsweise zur familiären Situation und zum Beziehungsnetz der ins Visier genommenen Person. Der Kanton Zürich macht keine genaueren Angaben über die eingegangenen Gefährdungsmeldungen.

Meldung erstatten kann jedermann, der den Eindruck hat, jemand anderer sei hilfsbedürftig. Das Berufsgeheimnis etwa des Arztes darf zwar nicht verletzt werden, aber wer amtlich tätig ist und Meldenswertes bemerkt, ist sogar verpflichtet, die Kesb in Kenntnis darüber zu setzen. Es ist viel Arbeit damit verbunden, denn solche Formulare können gespickt sein mit Andeutungen und Vermutungen – beispielsweise wenn jemand aus der Belegschaft eines Altersheims im Formular beschreibt, wie das Verhältnis aussieht zwischen einem



*Die Familie gilt als konfliktträchtige Lebensgemeinschaft, die unter Beobachtung gehört.*

schwächlich gewordenen Insassen und seiner zweiten Frau, die noch fit ist und «draussen» ihr Leben lebt. Die Frau geht offenbar häufig ins Ausland, brauche ziemlich viel Geld, der Mann im Altersheim habe Angst vor wirtschaftlicher Not, ihm fehle der Überblick, er erhalte zudem wenig Bargeld. Dann gebe es noch Kinder aus erster Ehe, die sich grosse Sorgen machten.

Es ist nicht schwer, auf ein ganzes Bündel von Interessengegensätzen zu kommen, und die Kesb muss sich dessen annehmen. Es können gut und gerne fünf oder sechs Seiten sein, auf denen die Kesb dann ihre Überlegungen und Entscheidungen darlegt. Wie bei Gerichten wird gegliedert in Sachverhalt, Erwägungen und Entscheid, vieles ist in einer juristischen Sprache gehalten, die normale Leute schwer verstehen und einordnen können. Vernehmlassungen für Beschwerdeführer, Beschwerdegegner, Verfahrensbeteiligte sind in sperriger Sprache geschrieben und dargestellt. Und das Ganze kann unvermittelt Prozesse in Gang setzen, die sich normale Leute zunächst kaum vorstellen können und an deren Ende Familien tatsächlich beschädigt, Familienbande zerrissen und Vermögenswerte vernichtet sind.

Eine Gefährdungsmeldung kann dazu führen, dass die Ehefrau eines unter Demenz lei-

denden Mannes den Bescheid erhält, dass sie nicht mehr über den Verkauf des gemeinsamen Hauses oder des Wertschriftenportefeuilles entscheiden darf, weil ihr Mann unter Beistandschaft gestellt werde. Automatisch kommt damit die Kesb ins Spiel, die den Hausverkauf an die Hand nimmt oder kurzerhand alle Aktien verkauft und durch vermeintlich mündelsichere Obligationen ersetzt. Klar, nicht alle Eingriffe sind gleich konfliktbeladen. Im Verkehr mit der Kesb zahlt es sich für negativ Betroffene offenbar oft aus, der Behörde möglichst umfassend und sachlich Situation und Argumente darzulegen, vor allem auch in Finanzfragen.

#### **Haben die Politiker 2008 geschlafen?**

All dies wirft vor allem eine grundsätzliche Frage auf: Warum ging diese Vorlage seinerzeit derart schlank durch den Gesetzgebungsprozess? Zwischen dem Beginn der Arbeiten 1993 und dem Inkrafttreten des Gesetzes vergingen zwar zwanzig Jahre, aber das Parlament hat schliesslich ganz laut ja dazu gesagt. Oder die Politiker haben geschlafen. Jedenfalls wurde in der Schlussabstimmung das Gesetz im Ständerat mit 43 Ja zu null Nein und im Nationalrat mit 191 Ja zu 2 Nein angenommen.

Auffallend ist aber auch, dass die Bundesverwaltung die Gesetzgebung seinerzeit in ganz

anderem Licht präsentiert hatte, als es sich heute zeigt. Als zentrales Ziel galt damals die Förderung des Selbstbestimmungsrechts durch die eigene Vorsorge. Gewiss, die Möglichkeit zur Selbstbestimmung wurde mit dem neuen Kindes- und Erwachsenenschutzrecht fest eingerichtet, aber zugleich haben die Politiker eine Art Beweislastumkehr eingebaut, die dem Staat im Leben eines Menschen eine Vorrangstellung einräumt.

Die Selbstbestimmung ist nämlich nur dann möglich, wenn man rechtzeitig einen sogenannten Vorsorgeauftrag zu Papier bringt und von der Behörde für gültig erklären lässt. Wenn jemand handlungsunfähig wird und kein solcher Auftrag vorliegt, erhält die Kesb automatisch die Befugnis, die betreffende Person und ihr Vermögen unter ihre Kontrolle zu nehmen. Mit andern Worten: Wenn man nichts unternimmt, gehört man im tragischen Fall des Blockiertseins mehr oder weniger dem Staat. Alle Vorkehrungen, die für den Todesfall getroffen werden, etwa Testament, Ehevertrag, Erbvertrag oder Vermächtnisse, haben in diesem Zusammenhang keine Geltung. Neben dem Vorsorgeauftrag für den Fall der Urteilsunfähigkeit sieht das Gesetz zudem für den kurzfristigen medizinischen Notfall die Patientenverfügung vor. >>>

Der Vorsorgeauftrag ist quasi der Trumpf, der alles sticht – der also auch die Behörden fernhalten kann. Der Vorsorgebeauftragte ist auch mächtiger als der Ehepartner, als die Kinder, als die Familienbande. Das gilt aber nur, wenn der Vorsorgeauftrag wirklich wasserdicht ist. Hefeke weist darauf hin, dass bereits die formalen Erfordernisse nicht ganz einfach seien. Zudem müssten die Formulierungen klar und eindeutig im Sinne der Auftragsvergabe sein. Nur wenn die zu schützende Person zum Vornherein an alles denke und sämtliche Punkte klar formuliere, sei ein Eingriff der Kesb unwahrscheinlich. Vorsorgeaufträge mit weniger klaren oder verständlichen Formulierungen könne die Kesb zwar validieren, also für gültig erklären, aber nur mit Einschränkungen oder Auflagen. Nachbessern und ausbauen kann man Vorsorgeaufträge zwar, aber eben nur, solange die betreffende Person urteilsfähig ist.

### Verlorenes Wissen

Der Einfluss des Kindes- und Erwachsenenschutzes auf die Gesellschaft geht weit über persönliche Schicksale hinaus. Als das neue Recht Anfang 2013 das alte Vormundschaftsrecht ablöste, führte dies in den Kantonen zu Zentralisierungsschüben. Im Kanton Zürich zog Regierungsrat Markus Notter einen Umbau der Institutionen durch, der den Behörden das Schalten und Walten «von oben nach unten» erleichtert. Die Vormundschaftsbehörden und Beauftragten der Gemeinden, die mit den lokalen Verhältnissen vertraut und zum Teil Laien waren, wurden im Zuge der Professionalisierung durch einschlägig ausgebildete Fachleute in den regionalen Verwal-

### Der Vorsorgeauftrag ist der Trumpf, der auch die Behörden fernhalten kann.

tungen der Kesb abgelöst. Die Gemeindeverwaltungen, die früher mit der Betreuung handlungsunfähiger Personen ziemlich direkt zu tun hatten, bekommen heute von der Tätigkeit der Kesb nicht mehr viel mit. Die Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde operiert quasi von der Ferne aus.

Bürgerliche Politiker haben nach Wegen gesucht, um die Kesb wieder näher an die Gemeinden zu bringen, aber es wird schwierig sein, verlorenes Wissen und aufgelöste Beziehungen nachträglich wieder einzurichten. Und wenn Gemeinden, wie es vielen vorschwebt, nur beratend mitwirken sollen, ohne entscheiden zu können, wird die Wirkung gering sein. Umso wichtiger ist es, sich vor Augen zu halten, dass man auf persönlicher Ebene entscheiden kann, indem man sich durch den Vorsorgeauftrag vor unangenehmen Begegnungen mit dem Staat schützt. ○

## Kesb

### «Eine sehr mächtige Institution»

Der Vermögensverwalter Andreas U. Hefeke über die Schwierigkeit, das Vermögen von Personen zu schützen, nachdem die Kesb die Kontrolle übernommen hat.



«Ernsthafte Zweifel»: Finanzexperte Hefeke.

**Das Erwachsenenschutzgesetz ist seit gut drei Jahren in Kraft. Was hat sich im Umgang mit schutzbedürftigen Erwachsenen und ihren Finanzen geändert?**

Als die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) in Erscheinung trat, hat sie rasch massgeblichen Einfluss auf das Vermögen der sogenannten schutzbedürftigen Personen gewonnen, die sie betreut. Ähnlich stark sind aber auch die Reaktionen der betroffenen Familien, wenn diese die Situation etwas anders sehen als die Kesb.

**Greift die Kesb zu stark in die Eigentumsrechte von Personen ein?**

Ein Eingriff in die Eigentumsrechte ist es eigentlich nicht, denn die Kesb hat immer zum Ziel, die betreffende Person zu schützen. Das gilt auch für das Eigentum. Die Person soll auch vermögensmässig geschützt werden.

**Waren die früheren Vormundschaftsregelungen in dieser Hinsicht besser?**

Meine Erfahrung zeigt, dass früher die Vormundschaftsbehörde zumindest in ländlichen Gebieten sehr nahe bei den schutzbedürftigen Menschen war. Die Behördenvertreter kannten die Bedürfnisse der Betroffenen gut, sie konnten ihre Massnahmen den Verhältnissen anpassen. Heute dagegen werden viele Verwaltungshandlungen über einen Leisten geschlagen und für alle betreuten Personen einheitlich vollzogen.

**Hat die Professionalisierung also Nachteile gebracht?**

Es gibt ein professionelles Verhalten, das ich nicht in Frage stelle, aber daneben gibt es schematische Vorgehensweisen, die viel zu starr sind. Wenn die Kesb etwa bei einem Wertschriftenportefeuille erstklassige Aktien etwa von Nestlé oder Roche einfach abstösst und stattdessen ver-

meintlich risikoarme oder mündelsichere Obligationen mit Minus-Verzinsung kauft, dann weckt das ernsthafte Zweifel, ob so etwas noch im Interesse der zu schützenden Person ist.

**Sind Vermögensverwalter von handlungsunfähigen Kunden gefordert, das Vermögen auch nach der Kontrollübernahme durch die Kesb zu schützen?**

Wenn die Vermögensverwalter oder Banken keinen Auftrag im Rahmen eines Vorsorgeauftrags haben, dann gibt es für sie keine Möglichkeit zur Einflussnahme, es sei denn, sie würden von der Kesb direkt miteinbezogen.

**Fragt die Kesb Vermögensverwalter manchmal um ihre Mitarbeit?**

Die Behörde kann grundsätzlich Fachleute beiziehen. Allerdings ist es in der Praxis oft eher zufällig, wer in diese Stellung gelangt. Ich selber habe seinerzeit einmal versucht, mich als sogenannte Fachperson bei der Kesb zu bewerben. Man sagte mir, solche Verfahren gebe es nicht. Auf meine Frage, wie man denn in eine solche Position gelange, hiess es, wenn man jemanden aus der Behörde kenne, der an einen denke, dann sei ein Engagement am ehesten möglich. Das hat mich erstaunt.

**Haftet die Kesb für Vermögensverluste, die unter ihrem Regime entstehen?**

Man kann selbstverständlich gegen die Kesb rechtliche Schritte unternehmen, und sollte die Behörde beweisbar fahrlässig gehandelt haben, wären Sanktionen möglich. Aber sie muss zuerst eingeklagt werden.

**Wären verpasste Verkaufsgelegenheiten bei Häusern ausreichend, um die Behörde haftbar zu machen?**

Wohl kaum. Bei solchen Transaktionen ist meistens Eile geboten, weil Erlöse generiert werden müssen. Da ist es schwierig, zu ermitteln, ob wirklich versucht wurde, die Liegenschaft dem Meistbietenden zu verkaufen. Die Kesb lässt sich ja in keiner Art und Weise in die Karten schauen. Mit der Kesb wurde eine sehr mächtige Institution geschaffen. Man muss alle Informationen auf rechtllichem Weg einfordern oder gar einklagen.

Andreas U. Hefeke ist Vermögensverwalter und Fachexperte Vorsorgeauftrag.

Interview: Beat Gygi

# Streit im Innern

Serge Gaillard (SP) ist im Visier der Justiz: Der Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung soll bei den Skandalen um die Zentrale Ausgleichsstelle der AHV weggeschaut und einen Whistleblower strafrechtlich verfolgt haben. Neue Fakten entlasten den Chefbeamten. *Von Florian Schwab*

Letzten Freitag liessen Meldungen die Öffentlichkeit aufhorchen, laut denen die Bundesanwaltschaft (BA) gegen den Top-Beamten Serge Gaillard wegen Amtsmissbrauch, Nötigung und falscher Anschuldigung ermittelt. «Gaillard wartet auf die Justiz», titelte der *Tages-Anzeiger*, der seit zwei Jahren Missstände bei der Zentralen Ausgleichsstelle (ZAS) der AHV publik macht; hauptsächlich geht es um Informatikbeschaffungen in den Jahren 2012 und 2013. In der Angelegenheit hat sich die Zeitung zur Wortführerin der Anliegen eines ehemaligen leitenden Angestellten der ZAS gemacht, dem sie das Pseudonym «Jean Sommeil» gibt und den sie als «Whistleblower» bezeichnet.

Der strafrechtliche Vorwurf an Gaillard: Als Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung (EFV) habe er seinen Untergebenen Sommeil am 31. März 2014 bei der BA angeschwärzt. Tatsächlich hatte Gaillard eine Strafanzeige gegen unbekannt wegen Amtsgeheimnisverletzung unterschrieben, nachdem der *Tages-Anzeiger* erstmals über illegale Beschaffungspraktiken bei der ZAS berichtet und dabei detailreich aus internen Berichten der ZAS zitiert hatte. In der Strafanzeige heisst es, man habe «keine abschliessenden Hinweise auf die Täterschaft», jedoch könne Sommeil als Täter oder Mittäter nicht ausgeschlossen werden. Jean Sommeil wird als Einziger namentlich erwähnt. Man kann also den Eindruck gewinnen, hier stelle ein mächtiger Chefbeamter einem kleinen Abteilungsleiter nach.

## Auch die Freundin mit dabei

Aber stimmt das auch? Recherchen der *Weltwoche* deuten eher darauf hin, dass widerstrebende Parteien innerhalb der ZAS ihren Vorgesetzten Gaillard zum Spielball ihrer eigenen Interessen machen. Zunächst einmal ging die Initiative für die Strafanzeige nicht von Gaillard aus. Den Antrag stellte die Geschäftsleitung der ZAS, in der auch Jean Sommeil zu dem Zeitpunkt als interimistischer Abteilungsleiter der sogenannten kleinen Zentrale Einsitz hatte. Die Eidgenössische Finanzverwaltung (EFV) verweist auf die gesetzliche Anzeigepflicht. «Verdachtsmomente wurden mit der Anzeige vorschriftsgemäss gemeldet», so die EFV.

Stimmt diese Darstellung, so kann man nach Einschätzung von nicht in das Verfahren involvierten Juristen Gaillard nur schwerlich einen Vorwurf machen. Im Gegenteil, wäre er untätig geblieben, hätte er sich dem Verdacht der Begünstigung ausgesetzt. Problematisch wäre es lediglich, wenn die Anzeige einen Verdacht ge-

gen eine bestimmte Person ohne konkrete Verdachtsmomente in die Welt setzen würde.

Tatsächlich gab es Indizien, die auf eine Täterschaft von Jean Sommeil schliessen liessen. Dieser war gemäss Strafanzeige «dabei beobachtet worden», wie er am 21. März, kurz bevor Details über einen vertraulichen Untersuchungsbericht im *Tages-Anzeiger* erschienen, ungewöhnlich viele Dokumente ausgedruckt hatte. Am gleichen Tag habe er sich einem Führungsgespräch mit Gaillard entzogen. Nach Ansicht der Bundesanwaltschaft hat sich der Verdacht nicht erhärtet. Sie hat die Ermittlungen gegen Sommeil vor kurzem ergebnislos eingestellt.



*Probleme gelöst:* Top-Beamter Gaillard.

Das heisst aber nicht, dass kein Anfangsverdacht bestanden hätte. Auch aus menschlicher Sicht hätte Sommeil damals durchaus Motive für die Indiskretionen gehabt. Bevor die ersten ZAS-kritischen Artikel erschienen, war er intern unter Druck geraten. Er war als interimistischer Leiter einer Abteilung innerhalb der ZAS hauptverantwortlich für ein Informatikprojekt, in dessen Zusammenhang besonders stossende Unregelmässigkeiten vorkamen und das Gegenstand einer von Gaillard im Herbst 2013 in Auftrag gegebenen Administrativuntersuchung wurde. Der Befund: verheerende Defizite bei der Datensicherheit. Bei dem von Sommeil eigenmächtig in die Wege geleiteten Projekt flossen sensible Daten über AHV-Empfänger und -Zahlungen auf einen ungesicherten Testserver ausserhalb der ZAS. Zudem visierte bei dem Projekt offenbar Som-

meils ebenfalls bei der ZAS tätige Freundin die Abrechnungen des externen Dienstleisters.

In der Administrativuntersuchung wurde das Ansehen der Person Sommeils so weit wie möglich geschont. Mit «unendlicher Langmut» habe Gaillard den fehlbaren Sommeil behandelt, so ein ZAS-Mitarbeiter. Selbst nach der viel später vollzogenen Entlassung von Sommeil im Herbst 2015 habe sich Gaillard anerbunden, bei der Suche nach einer neuen Stelle in der Verwaltung behilflich zu sein. Dass sich Sommeil in der Öffentlichkeit als von edlen Motiven getriebener Whistleblower darstellt, der für seine Courage bestraft werde, verursacht bei der ZAS Kopfschütteln. Als Whistleblower handelte Sommeil nicht allein, sondern war Teil einer Gruppe von mindestens fünf Personen, die bei der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) vorstellig wurden und auf Missstände bei den Beschaffungen hinwiesen. Die EFK untersuchte die Vorwürfe detailliert, ohne dass einer der Whistleblower negative Konsequenzen zu gewärtigen gehabt hätte. Die Problematik von Sommeil besteht wohl eher in seinem eigenen Tun als in seiner Whistleblower-Rolle bei der Finanzkontrolle.

## Auf Tauchstation

Im Juli 2014 publizierte die EFK ihren Bericht über Regelverletzungen bei Ausschreibungen. Zu dessen Entstehen hatte Sommeil nicht mehr beigetragen als die übrigen Whistleblower. Es spricht auch kaum etwas für Sommeils Behauptung, dass er sich nicht bloss gegenüber der EFK, sondern auch gegenüber Gaillard als Whistleblower offenbart habe. Der erste persönliche Kontakt fand am 3. Oktober 2013 statt – in Form einer formellen Befragung durch Serge Gaillard.

Sofern die Bundesanwaltschaft die Untersuchung gegen Gaillard einstellt, ist die Affäre für ihn ausgestanden: Nächste Woche veröffentlicht die Eidgenössische Finanzkontrolle ihre neueste Untersuchung zur ZAS. Dem Vernehmen nach konnten die Probleme gelöst werden. EFK-Chef Michel Huissoud bestätigt auf Anfrage, die ZAS habe «die notwendigen Massnahmen für die Erneuerung der Direktion und die Verbesserung der Leistungserbringung ergriffen». Gegen Gaillard erhebe sie «keinerlei Vorwürfe». Der Betroffene selbst zeigt sich über diesen Befund «erleichtert». Über eines möchte sich der EFV-Chef aber nicht äussern: die Rolle von Jean Sommeil. Und auch dieser zieht plötzlich das Schweigen vor. Wegen der laufenden Rechtsstreitigkeiten wolle sein Mandant derzeit keine Fragen beantworten, so Sommeils Anwalt. ○

# Oberstaatsanwalt räumt Fehler ein

Verbindungsdaten zwischen Christoph Blocher und *Weltwoche*-Journalisten, die im Fall Hildebrand recherchierten, gelangten an die Presse – obwohl das Bundesgericht die Quellen schützen wollte. Wie konnte das passieren? *Von Philipp Gut*

«Hildebrand-Affäre: Blocher und Köppel in Dauerkontakt», verkündete der *Tages-Anzeiger* vergangene Woche auf der Front. Für das Blatt aus dem Tamedia-Konzern war es die wichtigste Meldung des Tages. Auf Seite drei folgte ein weiterer Artikel («Standleitung von Herrliberg zur *Weltwoche*»). Kern der Berichte war die Aussage, alt Bundesrat Christoph Blocher habe sich mit *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel «über hundertmal per Telefon und SMS» ausgetauscht.

Zur Erinnerung: Philipp Hildebrand, Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), verlor im Januar 2012 das Vertrauen des Bankrats, des Aufsichtsorgans, und trat zurück. Zuvor hatte die *Weltwoche* publik gemacht, dass der oberste Währungshüter des Landes sein Insiderwissen ausgenützt und privat mit Devisen spekuliert hatte.

Die Offensive des *Tages-Anzeigers* kommt nicht zufällig: Der Fall Hildebrand ist derzeit wieder in den Schlagzeilen. Der ehemalige Bankangestellte Reto T. und sein Schulkamerad, der Thurgauer Anwalt und SVP-Lokalpolitiker Hermann Lei, müssen sich vor dem Zürcher Bezirksgericht verantworten. Sie werden verdächtigt, das Bankgeheimnis gebrochen beziehungsweise Gehilfenschaft dazu geleistet zu haben.

## Journalist torpediert Quellenschutz

Es ist stets dasselbe Lied – aber dass diesmal selbst Journalisten und führende Medienhäuser mitsingen, erstaunt denn doch. Wann immer ein relevanter Missstand, der sonst verschwiegen und vertuscht worden wäre, durch einen sogenannten Whistleblower an die Öffentlichkeit gelangt, reagieren die betroffenen Organisationen auf ihre Weise: Statt dankbar zu sein, dass die Missstände aufgedeckt und möglichst behoben werden können, und statt die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen, gehen sie auf diejenigen los, welche die Machenschaften ans Licht brachten. Das Imperium schlägt zurück. Der Überbringer der schlechten Botschaft wird bestraft.

Journalisten sind dabei naturgemäss die Verbündeten derjenigen, die das Fehlverhalten der Mächtigen ans Licht bringen. Zentral ist dabei der Quellenschutz: Er ermöglicht es überhaupt erst, dass sich Informanten an die Medien wenden. Das Bundesgericht in Lausanne unterstrich im Fall Hildebrand die Bedeutung dieser medialen Aufklärungsarbeit: Die Verbindungsdaten zwischen Christoph

Blocher, der sich als «Briefträger» in der Hildebrand-Affäre sieht, und Medienvertretern unterlägen dem Quellenschutz, entschied das Höchstgericht am 22. Juli 2014 (1B\_436/2013).

Das müsste eigentlich jedem Journalisten und jedem Medienhaus einleuchten – schliesslich entstehen deren beste Geschichten oft aufgrund solcher geheimer Informationen. Wer, wie jüngst der *Tages-Anzeiger* in seiner Kampagne gegen Blocher und die *Weltwoche*, die den Hildebrand-Skandal aufdeckte, den journalistischen Quellenschutz torpediert, schneidet

**Eckert: «Wir bedauern, dass die genannten Daten auf dieser CD in den Gesamtkten verblieben sind.»**

sich ins eigene Fleisch. Das ist kurzsichtig bis unklug, aber man darf es natürlich tun. Dass die intensive Recherchetätigkeit der *Weltwoche* im Fall Hildebrand auch nach mehr als vier Jahren noch als Top-Story im *Tages-Anzeiger* taugt, bezeugt die anhaltende publizistische Sprengkraft des Stoffs.

Die Unterscheidung bleibt wichtig: Geheimnisse sollen nur dann verletzt werden, wenn dadurch ein gravierendes Problem im öffentlichen Interesse aufgezeigt werden kann. Beim *Tagi* fehlt diese Legitimation offensichtlich.

Spannend, auch im kriminalistischen Sinn, ist die Frage, wie die Informationen, dass und wie häufig *Weltwoche*-Journalisten mit Christoph Blocher in Kontakt standen, zum *Tages-Anzeiger* gelangten – trotz des Entscheids der Bundesrichter zum Quellenschutz. Nach dem Lausanner Urteil hätten nämlich sämtliche Dokumente, die diese Kontakte belegen, vernichtet und gelöscht werden müssen. Dies gilt insbesondere auch für die sogenannten Randdaten – also die Anzahl, Zeit und Dauer einzelner Anrufe und SMS –, die jetzt dennoch in die Medien gelangten.

## Krimi um die Justizbehörden

Der Fokus verschiebt sich also vom *Tages-Anzeiger* auf die Justizbehörden. Denn irgendwo muss ein Fehler passiert sein. Das wissen auch die Verantwortlichen: Die Zürcher Staatsanwaltschaft hatte längst bestätigt, die Löschung sei ausgeführt worden. Das stimmt – teilweise. So findet sich im Computer des fallführenden Staatsanwalts Marc Jean-Richard-dit-Bressel tatsächlich eine bereinigte Version des erwähnten

Dokuments. Dieses umfasst nur noch fünfzehn Seiten, ursprünglich waren es neunzehn.

Der Krimi um die Justizbehörden geht also weiter: Es muss trotz Löschungsauftrag ein Dokument geben, auf dem die Daten fälsch-



**Überbringer der schlechten Botschaft:** Blocher.



**«Kein Leck»:** Oberstaatsanwalt Eckert.



licherweise nicht entfernt wurden. Die Spur führt zu einer einzelnen Compact Disc (CD). Oberstaatsanwalt Andreas Eckert bestätigt den Fehler seiner Leute: «Die Versiegelung erfolgte in allen Verfahren», schreibt Eckert, «bedauerlicherweise ging dies bei einer Beilage-CD versehentlich unter.» Diese CD hatte die Zürcher Staatsanwaltschaft dem Bundesgericht zu einem früheren Zeitpunkt zur Verfügung gestellt und vom Bundesgericht mit dem Entscheid vom 22. Juli 2014 zurückgehalten. So blieb die CD auf dem Umweg via Lausanne irrtümlicherweise in den Akten des Blocher-Verfahrens.

Die Staatsanwaltschaft ist sich ihres Fehlverhaltens bewusst. «Wir bedauern, dass die genannten Daten auf dieser CD in den Gesamtkten verblieben», schreibt Oberstaatsanwalt Eckert, «dies entgegen der vom fallführenden Staatsanwalt [...] gemachten Zusicherung, alle Randdaten, welche den Verkehr zwischen Christoph Blocher und Journalisten betreffen, auszusondern.» Dieser Staatsanwalt, Robert Braun, ist mittlerweile aus dem Dienst ausgeschieden.

Ungeklärt ist bisher, wer diese Daten, die gar nicht mehr hätten vorhanden sein dürfen, weitergab. Waren es gar Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft oder der Polizei selbst? Dann

läge eine Amtsgeheimnisverletzung vor, ein Offizialdelikt. Die Staatsanwaltschaft müsste in diesem Fall womöglich gegen die eigenen Leute ermitteln.

Das weiss auch Oberstaatsanwalt Eckert. Doch er verneint, dass das Leck bei den Behörden liege. «Gesicherte Kenntnisse darüber, wer die Daten letztendlich den Medien zugespielt hat, haben wir nicht», so Eckert. «Gestützt auf die Ergebnisse unserer Abklärungen besteht aber aus Sicht der Oberstaatsanwaltschaft kein begründeter Verdacht, dass die betreffenden Daten durch Mitarbeitende der Staatsanwaltschaft oder der Polizei weitergeleitet worden wären. Somit liegt aus unserer Sicht denn auch kein Anfangsverdacht auf ein strafrechtlich relevantes Verhalten dieser Mitarbeitenden vor.»

### Anwaltsgeheimnis verletzt?

Festzuhalten bleibt: Die Oberstaatsanwaltschaft anerkennt die Tatsache, dass die CD, aus welcher die im *Tages-Anzeiger* veröffentlichten Daten stammen, aus dem Verfahren gegen Christoph Blocher kam und dass diese Daten gemäss dem ausdrücklichen Auftrag von Staatsanwalt Braun an die Polizei hätten ge-

---

### Tatsächlich: Vor Gericht nahm Anwalt Györffy auf die betreffenden Daten Bezug.

---

löscht und vernichtet werden müssen. Laut dem erwähnten Bundesgerichtsurteil hätten sie nicht verwertet werden dürfen.

Nehmen wir einmal an, dass wirklich kein Anfangsverdacht gegen Justiz- und Polizeibeamte besteht und dass auch kein Richter die CD herausrückte, dann führt die Fährte am ehesten zu Reto T. oder dessen Anwalt Viktor Györffy. Im Vorfeld des Gerichtsverfahrens gegen Reto T. und Hermann Lei zog das Gericht nämlich auch die Akten des Verfahrens gegen Christoph Blocher bei und gewährte den Parteien im Rahmen des rechtlichen Gehörs Einsicht. Und tatsächlich: Anlässlich der Gerichtsverhandlung nahm Anwalt Györffy auf die betreffenden Daten Bezug.

Fest steht weiter, dass Medienvertreter keine Einsicht in die Gerichtsakten haben. Sie erhalten nur die Anklageschrift und schliesslich die Entscheide.

Aufgrund dieser Sachlage darf es nach heutigem Wissensstand als wahrscheinlich gelten, dass die Verbindungsdaten zwischen Christoph Blocher und *Weltwoche*-Journalisten entweder via Reto T. oder Anwalt Györffy zum *Tages-Anzeiger* gelangten. Im Fall von Reto T. wäre das erlaubt. Problematischer wäre es bei Viktor Györffy, da dieser dem Anwaltsgeheimnis untersteht. So oder so bleibt es ein Faktum, dass die Zürcher Staatsanwaltschaft einen Fehler machte und dass sie selbst dies eingesteht. ○



Gravierendes Problem im öffentlichen Interesse: Ex-SNB-Chef Hildebrand.

# Botin der Urschweiz

Kaum jemand im Land kannte bis vor einem Vierteljahr die Frau, der die Schweizer Freisinnigen nächste Woche die Führung anvertrauen. Wie kam die Partei auf die Schwyzer Nationalrätin Petra Gössli als Präsidentin? Und wohin geht die FDP Schweiz mit ihr? *Von Markus Schär*

Was für ein Auftritt! Mittwoch, 16. März, der Nationalrat streitet über die aktuelle Wirtschaftslage, das Schweizer Fernsehen sendet live aus dem Bundeshaus. Als erster Redner pöbelt der Gewerkschafter Corrado Pardini gegen die Wirtschaft und den Wirtschaftsminister, der nach dem Motto «Abwarten und Gülle trinken» handle (oder eben nicht), und klagt über das Schicksal der Schindler-Angestellten auf der Tribüne, denen deswegen die Entlassung drohe. Dann folgt das Sprachrohr der attackierten Freisinnigen, und es schießt scharf zurück: Das erfolgreiche Wirtschaftsmodell der Schweiz glänze im globalen Vergleich als «absolut unschlagbar», ihm schadeten nur die dauernden Angriffe der SP, der «Serienkillerin von Schweizer Arbeitsplätzen».

Was für ein Auftritt hätte es sein können für die Frau, der die Freisinnigen nächste Woche die Führung anvertrauen! Die scharfen Worte fand aber der Genfer Christian Lüscher. Vor ihm las Petra Gössli vom Blatt ab, «der Bereich Mehrwertsteuer» koste die Wirtschaft gemäss Regulierungskostenbericht des Bundesrates jährlich etwas über 1,7 Milliarden Franken, und der Vorschlag der FDP für einen Einheits-

---

**Philipp Müller, in den dezerten Ständerat umgezogen, fehlt den Freisinnigen schon jetzt.**

---

satz trage «gleichzeitig dem Argument Rechnung, dass untere Einkommensschichten beim Kauf von Gütern des täglichen Bedarfs entlastet werden müssen». Das Votum dauerte zwei Minuten, es kam dem Zuhörer viel länger vor.

## Einpeitscher für die schlaaffe Partei

Philipp Müller, in den dezerten Ständerat umgezogen, fehlt den Freisinnigen schon jetzt. Der gelernte Gipser aus Reinach AG zeigte sich spätestens als Parteipräsident in den letzten vier Jahren als eines der grössten Polit-Talente des Landes. Ob als Stand-up-Comedian an Parteianlässen, als Catcher in der Elefantenrunde oder als Fighter im Parlament: Der Mann vom Bau traf den Ton – oder traf auch mal gezielt daneben. Diesen Einpeitscher für die schlaaffe Partei löst eine Frau ab, die nach ihrer ersten Amtszeit im Nationalrat kaum alle Kollegen mit Namen kannten. Wer ist Petra Gössli? Und wie kommt die FDP auf sie?



«Engagement, Einsatz, Leidenschaft»: Petra Gössli.

Keine Partei leidet an der Qual der Wahl unter Talenten. Bei der SVP sorgt deshalb die Rennleitung, bei der SP oft der Amtsinhaber höchstpersönlich für die geeignete und genehme Nachfolge im Präsidium. Bei der FDP kommt dazu, dass erfahrene Kräfte wie die Zürcherin Doris Fiala oder die Bernerin Christa Markwalder nur für ihre eigenen Interessen stehen, andere wie der Zürcher Ruedi Noser und die St. Gallerin Karin Keller-Sutter nach höheren Aufgaben streben oder etwa wie die beiden Zürcher Beat Walti und Hans-Peter Portmann einen zu engen Umgang mit den Banken pflegen, aus deren Schwitzkasten sich die Freisinnigen mühsam gelöst haben.

Immerhin gab es scheinbar einen Kandidaten vom Kaliber Philipp Müllers: Der 34-jährige Berner Maschineningenieur Christian Wasserfallen weiss wie der abtretende Präsident, wie man in der Realwirtschaft krampft, er glänzt vor jedem Publikum und liebt das Zündeln im Parlament. Doch der Favorit der Medien zierte sich lange und gab sofort auf, als sich Konkurrenz zeigte. Ob aus Angst vor einer weiteren Niederlage nach jener bei der Wahl des Fraktionspräsidenten (weil sich viele das Talent lieber an der Parteispitze wünschten) oder aufgrund von anderen Plänen, kann offenbleiben: Der Nicht-Kandidat teilte mit, es gebe «weitere politische Wege, die in naher Zukunft spruchreif werden können» – vor allem die Nachfolge des Berner FDP-Regierungsrates Hans-Jürg Käser, der im September den 67. Geburtstag feiert. Schade drum.

### Nur nicht auffallen

«Dass kurz nach der Publikation meines Entschluss [sic!] Christian Wasserfallen seine zu erwartende Kandidatur sistierte und nun mich unterstützt, hat mich sehr überrascht», schrieb Petra Gössi auf ihrer Website in gewohnter Nüchternheit. Sie wünsche sich dennoch für die FDP-Delegiertenversammlung vom 16. April eine «demokratische Ausmarchung». Dazu kommt es nicht: Die Freisinnigen müssen der Schwyzer Nationalrätin eine ehrenvolle Wahl bereiten, damit sie nicht ohne Führung dastehen. Für etwas Farbe sollen gleich fünf Vizepräsidenten sorgen, vom *Blick* auf Vorschuss als «Gössis Boygroup» gefeiert: neben Lüscher und Wasserfallen der Ausserrhoder Ständerat Andrea Caroni (35), der Tessiner Staatsrat Christian Vitta (43) und der Walliser Neo-Nationalrat Philippe Nantermod (32), der sich umgehend als Mitglied der FDP-Frauen anbot, die jetzt auch Männer in ihren Sonderzug einsteigen lassen.

Die Medien stürzten sich auf die unbekannte Alleinkandidatin, sie suchten Wissenswertes über sie – und fanden kaum Vermeldbares. Am Gymnasium Immensee fiel sie nirgends auf, an ihrem Wohnort Küsnacht nimmt man sie kaum wahr. Dabei wuchs die Vierzigjährige im geschichtsträchtigen Dorf

an der Rigi als Einzelkind einer alteingesessenen Familie auf: Ihr Grossvater war FDP-Kantonsrat (mit der Autonummer SZ 1315, wie sie letztes Jahr zum Schlachtenjubiläum im *Boten der Urschweiz* verriet), ihr Vater jahrzehntelang Präsident der St.-Niklausen-Gesellschaft, des grössten und wichtigsten Vereins im Ort. Nachforschungen in ihrem Privatleben verbittet sich die Kandidatin. Deshalb gibt es nur zu vermelden, dass sie lange Jahre mit einem gleichaltrigen Schwyzer Treuhänder und FDP-Politiker auftrat.

Selbst zu ihrer Berufsarbeit, die sie auch als Präsidentin weiterführen möchte, zeigt sich Petra Gössi wenig gesprächig. Es blieb Urs

### «Auch wenn Sie es nicht glauben wollen: Ich habe null Nähe zum Bankenplatz.»

Paul Engeler vorbehalten, ihr für die *Handelszeitung* ein Geständnis zu entlocken: Sie fiel nach dem Rechtsstudium in Bern zweimal durch die Anwaltsprüfung, dies trotz Vorbereitung in der Kanzlei des früheren Schwyzer CVP-Nationalrats Reto Wehrli. Statt als selbständige Anwältin arbeitet sie deshalb als Unternehmensberaterin vorwiegend für Steuerfragen, seit acht Jahren bei Baryon in Zürich.

Die Firma an bester Adresse, im «Weissen Schloss» am General-Guisan-Quai, baute Martin Wipfli auf, Wahlkampfleiter der FDP Schwyz und Gemeindepräsident von Feusisberg. Als Verwaltungsrat amtiert Franz Steinegger, der langjährige Präsident der FDP Schweiz – Martin Wipfli ist ein Verwandter seiner Frau, der Anwältin Ruth Wipfli. Baryon bietet Vermögensverwaltung und Steuerberatung an, führt aber auch die Beteiligungsgesellschaft Nebag (Thurella, Biella-Neher, Wasserwerke Zug, OC Oerlikon) und hält den grössten Anteil an Elma Electronic in Wetzikon. Auf der Website rühmt sie sich mit ihrer Performance: plus 42 Prozent seit 2000, während der Welt-Aktienindex als Benchmark um 22 Prozent sank.

Mit der Wahl von Petra Gössi mache die FDP die Bemühungen zunichte, sich «vom Finanzfilz zu emanzipieren», hielt die *Aargauer Zeitung* der Kandidatin vor. Sie wehrte sich ungewohnt temperamentvoll: «Auch wenn Sie es nicht glauben wollen: Ich habe null Nähe zum Bankenplatz.» Dumm nur, dass sich der Schweizerische Gewerbeverband freute, als er im Oktober 2014 die Nationalrätin in den Vorstand wählte: «Mit Petra Gössi wird der Vorstand des grössten Dachverbandes der Schweizer Wirtschaft mit einer ausgewiesenen Kennerin des Schweizer Finanzplatzes verstärkt.»

Die Kandidatin muss diese enge Beziehung – nicht zu den Grossbanken, wohl aber zum Finanzplatz und damit zur Realwirtschaft –

nicht verleugnen, sie sollte sie als Stärke ausspielen. Denn Petra Gössi ist keine «beinharte Vertreterin des Innerschweizer Privilegien-Freisinns», wie sie der SP-Ratskollege Cédric Wermuth schmählt. Dieses Vorurteil verdiente sie sich mit dem einzigen Vorstoss, der landesweit Aufsehen erregte: Sie forderte vor zwei Jahren, der Kanton Schwyz, eine der wenigen Milchkuhe des Finanzausgleichs, solle seinen Beitrag auf ein Sperrkonto zahlen. Aber sie kämpft so – mit Gewerbeverband, Hauseigentümern, IG Freiheit – nicht für Privilegien, sondern einfach für Urschweizer Rechte, gegen immer mehr Steuern und immer mehr Regulierung der Vögte in Bern.

### Zitterkandidatin bei den Wahlen

Damit kommt sie zumindest in Schwyz gut an, ab 2008 als Fraktionschefin im Kantonsrat, seit 2011 als Präsidentin der Kantonalpartei. Bei den Nationalratswahlen im letzten Oktober galt Petra Gössi als Zitterkandidatin. Die FDP überholte aber sogar die CVP, und die Spitzenfrau verdoppelte ihre Stimmzahl gegenüber 2011, mit einem Viertel Panaschierstimmen von CVP und SVP. Die entspannte Zusammenarbeit mit den anderen bürgerlichen Parteien in Schwyz – welcher SP-Fraktionschef Andy Tschümperlin zum Opfer fiel – sollte sie in Bern fortführen.

Es kann also gutgehen mit Petra Gössi als Präsidentin der FDP Schweiz. Wenn sie sich auf die starken Männer hinter ihr stützt – nicht nur auf ihre «Boygroup», sondern vor allem auf das Duo Martin Wipfli und Franz Steinegger, das sie ins Rampenlicht gestossen hat. Und wenn sie vor grossen Auftritten gelegentlich den ersten Satz auf ihrer Website liest: «Politik ist Engagement, Einsatz, Leidenschaft.» ○

### Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Finanzplatz Schweiz**  
Keine Gesetze als Selbstzweck kreieren
- **Verkehrsfinanzierung**  
Die Strasse ist fürs Gewerbe am wichtigsten
- **Berufsbildung**  
BFI-Botschaft: Kantone wollen mehr Geld

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)

# Gefangener seiner Reform

Bundesrat Alain Berset will die AHV und die zweite Säule in einem Aufwasch reformieren. Damit setzt er sich selbst unter Druck.

Von Hubert Mooser

Wenn es eine Lektion gibt, die Bundesrat Alain Berset (SP) von seinen Vorgängern im Departement des Innern (EDI) gelernt hat, dann die: Egal, welche grossartigen Stricke er in den kommenden Jahren noch zerreißen wird, ein Scheitern beim Projekt Altersvorsorge 2020 bliebe an ihm kleben. Das musste auch Vorvorgänger Pascal Couchepin (FDP) erfahren. Der Walliser scheiterte in seiner Amtszeit zweimal mit der 11. AHV-Revision und einmal mit der Senkung des Umwandlungssatzes, also mit der Berechnungsgrundlage für die Renten aus der zweiten Säule.

Berset will es besser machen. Diesem Ziel ordnet er fast alles unter; dafür funktioniert er im politischen Tagesgeschäft beinahe im Lautlos-Modus. Er tritt nur dort auf, wo es nicht wehtut: am Filmfestival in Freiburg, beim Automobilsalon in Genf oder an der Seite von Miss Schweiz in der *Schweizer Illustrierten*.

Dabei gäbe es gute Gründe, aus der inneren Emigration auszubrechen. Die AHV, eine heilige Kuh der Linken, schreibt tiefrote Zahlen, gegen eine halbe Milliarde Franken Defizit im letzten Jahr. SP-Vertreter wie Unia-Kadermann und Nationalrat Corrado Pardini tun so, als sei das kein Problem. «Die AHV ist solide finanziert», sagt er. Vom Innenminister hat man bisher nichts vernommen.

## Brachliegendes politisches Potenzial

Die finanzielle Schieflage der AHV könnte jedoch den weiteren Verlauf von Bersets Prestige- und Rentenreform bedrohen. Diesen Donnerstag und Freitag berät die Sozialpolitische Kommission des Nationalrats einen weiteren Teil der Vorlage. Hier hat Berset aufgrund der neuen Mehrheiten einen schwierigeren Stand als im Ständerat. Das Loch in der AHV stärkt bürgerliche Positionen. Der Vizepräsident der Kommission, SVP-Nationalrat Thomas de Courten, hofft jedenfalls, dass im Licht der Finanzsituation bei der AHV die Bereitschaft zu strukturellen Reformen grösser wird.

Es geht um die Einführung eines Interventionsmechanismus, wie ihn die Wirtschaft fordert. Sinkt der AHV-Ausgleichsfonds unter ein gesetzlich festgelegtes Niveau, muss der Bundesrat sofort Schritte einleiten zur Sanierung der AHV – in Frage kommen eine Kombination von Sparmassnahmen und Mehreinnahmen sowie eine stufenweise Erhöhung des Rentenalters.

Berset ist zwar nicht der Politiker, der Reformen im Hauruckstil vorantreibt. Pointierte Positionsbezüge in der Öffentlichkeit würden nur grössere Widerstände provozieren, wendet sein



*Innere Emigration:* Innenminister Berset.

Umfeld denn auch ein. Der Sozialminister hat inzwischen ein anderes Problem: Er will auf Biegen und Brechen Erfolg haben, notfalls gegen die eigene Partei. Und er müsse sich dafür politisch derart verbiegen, dass er sich ein markanteres Auftreten im politischen Tagesgeschäft kaum mehr leisten könne, sagen gutinformierte Kreise.

Berset als Gefangener seiner Reform – das ist kaum das, was der frühere SP-Präsident Hans-Jürg Fehr im Kopf hatte, als er nach der Wahl des erst 39-jährigen politischen Senkrechstarters in den Bundesrat sagte, die SP erhoffe sich einiges von ihrem neuen Innenminister.

## Berset ist ein Leisetreter geblieben, der lieber in Hinterzimmern Kompromisse schmiedet.

Selbst im abhörsicheren Bundesratszimmer zeigte Berset in den ersten Jahren seiner Amtszeit laut gutunterrichteten Quellen kein sehr grosses Interesse am politischen Tagesgeschäft und konzentrierte sich auf seine zugegebenermassen manchmal etwas dornigen Dossiers. Erst 2015 liess er im Siebnergremium zuweilen sein brachliegendes politisches Potenzial durchschimmern – etwa als er in einem gemeinsam mit CVP-Bundesrätin Doris Leuthard verfassten Bericht von Wirtschaftsminister

Johann Schneider-Ammann Massnahmen zur Lohnregulierung forderte.

Berset ist ein Leisetreter geblieben, der lieber in Hinterzimmern Kompromisse schmiedet, wie auch jetzt wieder, da er mit SP-Chef Christian Levrat an einem Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative bastelt. Das Volksbegehren will die Masseneinwanderungsinitiative wieder rückgängig machen. Dem wollen die Genossen mit einem Gegenvorschlag begegnen: mit einem weiteren Ausbau der flankierenden Massnahmen als zentralem Element. Bereits strecken SP-Vertreter die Fühler aus nach möglichen Alliierten im Bundesrat.

Als Gesundheits- und Sozialminister verliert sich Berset sonst seit seinem Amtsantritt in dirigistischen Einzelmassnahmen oder in nationalen Programmen zu Alkohol, Tabak oder Ernährung. Letzten Mittwoch nervte er seine Kollegen erneut mit einer Präventivkampagne gegen nicht ansteckbare Krankheiten. Im Aussprachepapier blieb er reichlich vage darüber, was er tatsächlich im Schilde führt; eindeutig war Berset nur in einem Punkt: Zusätzliche Ressourcen seien nötig.

Berset liegt besonders viel an einem guten Image in der Öffentlichkeit. Er ist der einzige Bundesrat, der – mit der welschen Nicole Lamon und dem Berner Peter Lauener – gewissermassen zwei Informationschefs beschäftigt.

Beim Buhlen um die Gunst des Publikums liefert er sich ein Fernduell mit Aussenminister Didier Burkhalter (FDP). Akribisch genau registrieren Bersets Leute die Burkhalter-Auftritte für den Frieden und versuchen hinterher umso intensiver, ihrem Romand glamouröse Auftritte zu organisieren.

Seinen Charme versprüht Berset aber nur bei Cüpli und Häppchen in vornehmer Gesellschaft. Beim beamteten Fussvolk geniesst der EDI-Chef einen eher schlechten Ruf. Sein autoritäres Auftreten kommt überhaupt nicht an. Und die Weibel erzählen sich im vertrauten Gespräch die wildesten Geschichten über ihn. So habe Berset seinen Chauffeur am Wochenende einmal aufgeboten, um ihn vom Tennisplatz nach Hause zu chauffieren. In sein Dienstfahrzeug liess er eine superteure Musikanlage auf Kosten der Steuerzahler einbauen. In seiner Partei, die sich soziale Gerechtigkeit und Gleichmacherei auf die Fahne geschrieben hat, haben sich Bersets Ständesdünkel und elitäres Gehabe bisher noch nicht herumgesprochen. Das könnte sich ändern, wenn mit der Reform der Altersvorsorge das böse Erwachen kommt für die weniger gut verdienende SP-Klientel.

### Es bleibt der Hinterausgang

Berset will das Rentenalter für Frauen von heute 64 Jahren auf 65 Jahre anheben und also dem Rentenalter der Männer angleichen. Er will den Umwandlungssatz von 6,8 auf 6 Prozent senken. Gleichzeitig soll die Mehrwertsteuer angehoben werden, um die Altersvorsorge zu stützen. Die Kleine Kammer beschloss als Kompensation zu diesen Massnahmen die Erhöhung der AHV-Renten von Neurentnern um 70 Franken pro Monat und des Plafonds für Ehepaare von 150 auf 155 Prozent der Altersrente. Aber dieser Kompromiss steht auf wackligen Füßen – zumal auch Vertreter der CVP von einer Erhöhung der AHV-Renten nichts mehr wissen wollen. «In Anbetracht der finanziellen Lage der AHV muss auf die 70 Franken AHV-Erhöhung verzichtet werden», sagt CVP-Nationalrätin Ruth Humbel. Auch bei den Genossen rumort es. Berset habe gegenüber den Privatversicherungen zu grosse Konzessionen gemacht. Die Senkung des Umwandlungssatzes bringe für Kleinverdiener Renteneinbussen von über 10 Prozent, sagen SP-Vertreter.

Auch mit dieser Reform wird die AHV im Jahr 2030 milliardenhohe Defizite ausweisen. Das Ziel der Vorlage ist denn auch nur die finanzielle Stabilisierung der Sozialwerke in den Jahren 2020 bis 2030. «Darum müssen wir nach dieser Reform sofort mit der nächsten Revision beginnen», findet Humbel. Dann stehen die Erhöhung des Rentenalters und andere einschneidende Massnahmen auf dem Programm. Spätestens da wird es für Sozialdemokrat Alain Berset definitiv ungemütlich – aber dann bleibt ihm immer noch der Hinterausgang in ein anderes Departement, wie das Burkhalter vorgemacht hat. ○

# Wer enteignet wen?

Die *Weltwoche* spricht im Fall Sika von Enteignung der Eigentümerfamilie. Die Frage lautet aber vielmehr, ob nicht die Publikumsaktionäre enteignet würden. Von Doris Fiala

Einmal mehr hat diese Zeitung vor einer Enteignung der Familie Burkard gewarnt (*Weltwoche* Nr. 11/16). Gelänge es dem Sika-Verwaltungsrat, den Verkauf des Unternehmens durch die Eigentümerfamilie an die französische Konkurrentin Saint-Gobain zu verhindern, so würde die Schweiz laut Roger Köppel quasi die zentrale zivilisatorische Errungenschaft des Eigentumsschutzes über Bord werfen. Ich sehe die Sache nüchterner und möchte dazu ein paar Fakten in Erinnerung rufen.

Allem voran unterstreiche ich, dass ich Eigentumsrechte sehr hoch werte. Stimm-Mehrheiten müssen aber redlich und in Transparenz der eigentlichen Fakten und Absichten erlangt werden. Hier steht Aussage gegen Aussage. Es ist fraglich, ob dies rechtens erfolgte und die Familie Burkard nicht gegen Treu und Glauben gehandelt hat. Bis zur Nacht-und-Nebel-Aktion im Dezember 2014 durften Pensionskassen, Investoren und Kleinaktionäre davon ausgehen, dass die Familie Burkard auch langfristig hinter dem Unternehmen stehen würde. Noch wenige Tage vor dem goldenen Handschlag, der den Verkauf von Sika an Saint-Gobain für 2,7 Milliarden Franken besiegelte, legte die Familie in der *Bilanz* fast den «Treueschwur» ab. Renommierete Anwälte und breite interessierte Kreise fragen sich daher nicht zu Unrecht, ob allenfalls nicht doch Verwaltungsrat, Management, Mitarbeitende und Aktionäre bewusst getäuscht worden waren.

### Versprechen werde Makulatur

Intellektuelle Redlichkeit verlangt das Bewusstsein, dass der Verwaltungsrat sich nicht nur für die Familie Burkard, sondern auch für die Publikumsaktionäre einsetzen muss, die rund 84 Prozent des Kapitals vertreten, aber keine Mehrheit haben. Für Saint-Gobain als Konkurrent von Sika dürfte es bei einem Verkauf ein Leichtes sein, sich selber die Vorteile des Zusammenschlusses zunutze zu machen. Die Minderheitsaktionäre müssten wohl massive finanzielle Einbussen in Kauf nehmen. Es ist daher mehr als einleuchtend, dass der Verwaltungsrat sich gegen diese (nicht wirklich «freundliche») Übernahme zur Wehr setzt.

Trotz des Rechtsstreits und Klagen gegen einzelne Mitglieder engagiert sich der Verwaltungsrat unentgeltlich, zusammen mit der Geschäftsleitung und den Mitarbeitenden, für das Wohl des Unternehmens. Es ist sogar unter den so erschwerten Bedingungen gelungen, ein Rekordergebnis nach dem andern zu erzielen. Die

gesamte Führung sowie die Mitarbeitenden stehen, wie es scheint, geschlossen hinter dem Verwaltungsrat. Das hat Gründe: Dieser wird ganz offensichtlich zeitgemässen Ansprüchen, welche wir heute an Verwaltungsräte und Management haben, gerecht: Sie leben professionelles Risikomanagement, pflegen die Corporate Governance, Transparenz und Klarheit der Strategie und Integrität sowie eine offene und, wie mir scheint, ehrliche Kommunikation.

Damit nicht genug: Der Verwaltungsrat bemüht sich, aktiv und weltweit dem Zeitgeist nachzuleben, der nach sozialer Verantwortung von Unternehmen ruft. Es fällt dem ausserstehenden Beobachter daher sehr schwer, die gegnerischen und in diesem Falle nicht überzeugenden Argumente der Eigentumsrechte nachzuvollziehen und nicht klar für den Verwaltungsrat und das Management Stellung zu beziehen.

*Last, but not least:* Saint-Gobain verspricht zwar vorerst die Sicherung von Arbeitsplätzen und Autonomie. Leider zeigt sich bei Übernahmen von Schweizer Traditionsunternehmen durch ausländische Gesellschaften aber oft ein anderes Bild. Bei Alstom entlässt der Käufer General Electric rund einen Viertel der Belegschaft in der Schweiz, und Electrolux schliesst die Produktion im Glarnerland. Die Versprechen könnten auch bei Saint-Gobain rasch Makulatur werden. Will man optimieren, so ist es einfacher, die Mitarbeiterzahl in der Schweiz als diejenige im von den Gewerkschaften arg gebeutelten Frankreich zu reduzieren. Die Standorte der Sika in der Schweiz wären daher bei einer Kontrolle durch Saint-Gobain hochgradig gefährdet, weil hierzulande Arbeitsplätze einfacher abgebaut werden können.

Es geht im Fall Sika um Treu und Glauben, um die Einhaltung von unternehmerischen Spielregeln und letztlich auch um den Industriestandort Schweiz. Der Verwaltungsrat nutzt die ihm zur Verfügung stehenden Mittel ebenso wie die Familie Burkard. Ob die Stimmrechtsbeschränkung rechtens ist, werden die Gerichte entscheiden müssen. Die Gesprächsbereitschaft der Familie scheint (noch) nicht gegeben, eher nimmt man sich verhärtende Tendenzen wahr; mit der kürzlich erfolgten Vertragsverlängerung wurde ein kämpferisches Signal ausgesandt. Die *Weltwoche* spricht von Enteignung. Die Frage sei erlaubt: Wer enteignet hier eigentlich wen?

Doris Fiala ist FDP-Nationalrätin, PR-Beraterin und Präsidentin des Branchenverbands Swiss Plastics.

# «Alles neu denken»

Der Österreicher Veit Dengler, 47, kam als Modernisierer zur ältesten Zeitung der Schweiz. Was sind seine Ziele für die *Neue Zürcher Zeitung*? Wie reagiert der CEO auf das rückläufige Zeitungsgeschäft? Von Martin Spieler

**Herr Dengler, seit über zwei Jahren leiten Sie die NZZ-Mediengruppe: Welche Zwischenbilanz ziehen Sie?**

Wir haben vieles bewegt und unser Flaggschiff, die *Neue Zürcher Zeitung* und ihre Website, völlig neu gestaltet. Beides ist gut angekommen. Ausserdem haben wir im Geschäftsbereich NZZ und bei den Regionalmedien neue Produkte lanciert und im Fachmedienbereich vielversprechende Firmen dazugekauft, die sich positiv entwickeln.

**Welches Geschäftsmodell hat im Schweizer Medienmarkt eine erfolgreiche Zukunft?**

Ich denke, verschiedene Geschäftsmodelle haben gute Zukunftsaussichten. Wenn man beispielsweise wie die *Neue Zürcher Zeitung* als Bezahlmedium im Premium-Bereich unterwegs ist, hat man eine gute Zukunft. Auf der anderen Seite gibt es Reichweitenmedien, die ein möglichst breites Publikum erreichen möchten und sich ausschliesslich aus der Werbung finanzieren. Ihre Erfolgchancen sind auch intakt. Eher schwierig werden es wohl jene haben, die in der Mitte stehen und keine besondere Differenzierung aufweisen.

**Warum sind Sie so sicher, dass Sie bei der NZZ mit Ihrem Modell reüssieren?**

Wir geben zumindest alles, damit es so sein wird. Wir haben uns von alten Denkmustern gelöst. Ob die verbreitete Auflage steigt oder sinkt, ist nicht das wichtigste Erfolgskriterium.

**Das müssen Sie ja sagen, weil die Auflagen praktisch aller Zeitungen in den letzten Jahren stark rückläufig waren und sich bestenfalls stabilisiert haben.**

Es braucht einen neuen Ansatz: Wie Telekommunikationsunternehmen schauen wir, wie viele zahlende Kunden wir haben, wie viele Produkte diese bei uns beziehen und wie viel Umsatz pro Kunde wir erzielen. Auf diese Kennzahlen richten wir die Strategie aus. In der digitalen Welt gibt es nicht mehr ein einziges Produkt für alle. Aus diesem Grund haben wir in diesem Jahr neue zielgruppenspezifische Produkte lanciert und gekauft, wie beispielsweise *NZZ Selekt*, *FM1 Today* und *Architonic*. Und wir haben eine starke Bindung. Unsere Kunden sind eine Gemeinschaft.

**Sie verkaufen nicht mehr nur eine Zeitung, sondern auch das Gefühl, dazuzugehören?**

Es gibt einige Kunden, denen eine engere Mitgliedschaft bei der NZZ sehr viel wert ist.

Darum schaffen wir Premium-Angebote, die über Zeitungs-Abos hinausgehen. Diese Kunden sind bereit, für die Teilnahme an NZZ-Konferenzen Geld auszugeben und so Teil der NZZ-Familie zu sein. Für diese werden wir zusätzliche Premium-Angebote entwickeln.

**Zum Beispiel?**

Etwa Leserreisen. Da sehen wir Potenzial, das wir bis jetzt nicht genutzt haben. Auch das von uns neu lancierte Magazin *NZZ Geschichte* ist ein grosser Erfolg. Ich denke auch an *NZZ Selekt* für die Pendler und weitere Angebote, die wir noch entwickeln werden.

**Verdienen Sie damit Geld?**

Wir glauben, dass der Lesermarkt attraktiv ist für uns. 2015 haben wir die Erträge aus dem Lesermarkt entgegen dem Markttrend gesteigert. Der Werbemarkt ist langfristig rückläufig. Nicht nur im Printbereich, sondern auch online. Wir haben uns zum Ziel gesetzt, die Werbeerträge möglichst stabil zu halten, aber wir wissen, dass wir weiterhin neue Umsatzquellen finden müssen.

**Werden Ihre Abos noch teurer?**

Für das gleiche Produkt immer mehr zu verlangen, ist unrealistisch. Den durchschnittlichen Erlös pro Kunde wollen wir steigern, indem wir die Anzahl der bezogenen Produkte erhöhen. Das ist ein innovativer Ansatz für einen Zeitungsverlag.

**Innovation war bisher nicht gerade die Stärke der Verleger – auch nicht der NZZ.**

Viele Verlage schauen zu stark zurück auf das, was war, und richten sich zu wenig schnell auf Neue aus. Für die gesamte Medienbranche ist die Innovationsfähigkeit aber überlebenswichtig. Medienhäuser müssen sich neu erfinden. Innovation muss in ihrer DNA sein.

**Worin besteht denn die Innovation im Mediensektor?**

In der digitalen Welt müssen wir alles neu denken. Wir verstehen uns heute als Informationsdienstleister. Manches kann gedruckt auf Papier erscheinen. Manches online. Wir setzen uns zum Ziel, dass wir mit unseren Angeboten neue Nutzerschichten erschliessen, die bereit sind, für Nachrichten, Analyse, Hintergrund oder auch für Daten und Events gutes Geld zu zahlen.

**Was ist daran innovativ? Echte Innovation muss doch von aussen kommen.**

In den USA kommt die Innovation tatsächlich von neuen Playern von aussen. In Europa sehen wir in alten Medienhäusern durchaus Innovation.

**Die grossen Verlagshäuser in der Schweiz waren doch selbst gar nicht innovativ, sondern haben für sehr viel Geld innovative Firmen aufgekauft und ihr digitales Geschäft verstärkt.**

Manche ja, das stimmt. Wir versuchen primär, die Innovation von innen zu erreichen. **Dafür sind Ihre Konkurrenten in der Schweiz im digitalen Geschäft tiefer verankert und verdienen weit mehr Geld als Sie.**

Die Wirtschaft wird stark von Männern dominiert. Diese denken oft, dass Grösse das Wichtigste sei. Für uns ist eine nachhaltige Ertragskraft und die Konzentration auf unser Kerngeschäft Publizistik wichtiger. Zukäufe sind immer ein Risiko. Da besteht die Gefahr, dass sich das alte Geschäft zu wenig verändert. Das sehen wir bei einigen Konkurrenten: Sie beschäftigen sich sehr stark mit neuen Geschäften, die sie dazugekauft haben, aber das alte Business wird kaum verändert.

**Primär wird beim alten Geschäft, bei den Zeitungen und deren Redaktionen, im grossen Stil gespart.**

Ich halte es für falsch, Redaktionen immer mehr zu verkleinern und in Redaktionen zu sparen. Irgendwann wirkt sich das negativ auf die Inhalte aus.

**Aber Sie haben ja auch Stellen in der Redaktion der NZZ gestrichen.**

Das stimmt. Man setzt in den Redaktionen Schwerpunkte. Man baut in einzelnen Bereichen ab, baut aber gleichzeitig in anderen

---

«Wir steuern unser Unternehmen nach Werthaltigkeit und nicht nach einer möglichst hohen Rendite.»

---

aus. Unter dem Strich haben wir das Redaktionsbudget erhöht.

**Die NZZ-Gruppe unterstellt ihre Regionalmedien einer gemeinsamen publizistischen Leitung. Ist das nicht in erster Linie eine Sparübung?**

Nein. Pascal Hollenstein soll den mit 565 000 Leserinnen und Lesern grössten Regionalzeitungsverband als anspruchsvolle publizistische Stimme in der Zentral- und Ostschweiz positionieren. Er wird die Bezahlprodukte in Print und digital weiterentwickeln. Mit diesem Schritt stärken wir die Regionalmedien. Die Nachfolger der bisherigen Chefredaktoren werden sich auf die Entwicklung der regionalen Publizistik konzen-



«Viele Verlage schauen zu stark zurück auf das, was war»: NZZ-Manager Dengler.

trieren und die regionale Publizistik im Tagesgeschäft führen.

**Gespart wird auch in Österreich, wo Sie das Digitalprodukt NZZ.at bereits wieder umbauen. Technik, Marketing und internationale Themen sind künftig in der Schweiz angesiedelt. Ist dies das Ende der Internationalisierungsstrategie?**

Als NZZ.at vor fast eineinhalb Jahren mit einem Werkstatt-Blog gestartet ist, war die technische Infrastruktur von NZZ.ch nicht so weit wie heute. NZZ.at ist daher mit einer eigenen Plattform gestartet. Inzwischen laufen im Hintergrund von NZZ.ch komplett neue Systeme, auf die wir NZZ.at im Sommer migrieren werden. Davon profitieren das Produkt und seine Nutzer. Diese Umstellung ist wichtig, um die nachhaltige technische und auch wirtschaftliche Entwicklung von NZZ.at zu sichern. Österreich ist und bleibt ein wichtiger Teil unserer Internationalisierungsstrategie.

**Auch Sie müssen mehr Geld verdienen: Die NZZ hat – nach einem Verlust im Vorjahr – 2015 wieder einen Gewinn geschrieben. Wie entwickelt sich das laufende Jahr?**

Das Ergebnis 2015 zeigt, dass unsere Strategie greift. Die ersten Zahlen 2016 bekräftigen den positiven Trend. Entscheidend für uns ist,

dass unsere Strategie nachhaltig ist. Die NZZ ist mit 236 Jahren die älteste Zeitung der Schweiz. Auch in 236 Jahren soll es sie noch geben.

**Punkto Rentabilität liegen Sie im Vergleich zu den Konkurrenten weit zurück.**

Wir erzielen auch bei der Rentabilität Fortschritte. Aber wir brauchen keine Eigenkapitalrenditen von 25 Prozent. Wir steuern unser Unternehmen nach Werthaltigkeit und nicht nach einer möglichst hohen Eigenkapitalrendite. Man sieht, was ansonsten mit den Inhalten passiert: Die Schweizer Zeitungen werden immer dünner, und die Abonnenten laufen den Häusern davon. Mit zu hohen kurzfristigen Renditezielen nehmen Medienhäuser in Kauf, dass sie pro Jahr fünf bis sieben Prozent der Abonnenten verlieren.

**Die Zukunft liegt im digitalen Bereich. Sie kommen nicht darum herum, stärker ins Digitalgeschäft zu investieren, wie dies Ihre Konkurrenten tun.**

Das tun wir. Wir dürfen nicht mehr den Gegensatz Digitalgeschäft versus Print machen. Wir nutzen unterschiedliche Kanäle. Es muss auch nicht alles digital sein. Wir haben früh den Entscheid gefällt, dass wir unsere Inhalte nicht verschenken, und die Paywall eingeführt. Die Paywall gibt den Kunden die Möglichkeit, unsere Produkte zu testen, bevor sie

sie kaufen. Zusätzlich gelangen wir an wertvolle Daten, die wir vermehrt nutzen wollen.

**Wie wollen Sie diese Daten nutzen?**

Wenn ein registrierter Nutzer neunzig Prozent der Feuilleton-Artikel liest, aber uns nicht abonniert, können wir daraus schließen, dass er vielleicht die Mittel dazu nicht hat. Aber wir wissen, dass er eine hohe Affinität zur Kultur hat. Dies nutzen wir, indem wir ihm zum Beispiel ein Kulturangebot anbieten. Solche Angebote haben Potenzial.

**Vor allem auch für aussenstehende Firmen.**

Wir wollen unsere Daten selber noch stärker verwerten und können uns Partnerschaften mit anderen Unternehmen vorstellen.

**Publizistisch aber problematisch.**

Nein, denn bei allem, was wir machen, muss die Redaktion unabhängig und der Datenschutz selbstverständlich gewährt bleiben. Kooperationen werden allerdings immer wichtiger.

**Sie selbst sind sehr aktiv auf Twitter. Führen Sie via Twitter?**

Man kann ein Unternehmen nicht mehr führen wie vor zwanzig Jahren. Unternehmer sind auch Teil der sozialen Netze. Für mich ist Twitter aber eher ein privater Kommunikationskanal, auch wenn meine Tweets intern gelesen werden.

**Die langfristige Existenzsicherung der NZZ ist ein hehres Ziel. Ende 2017 tritt bei der NZZ am Sonntag Felix E. Müller in den Ruhestand. Wie stellen Sie sicher, dass es bei dieser Nachfolgeregelung nicht zu einem unwürdigen Hin und Her kommt wie bei der Besetzung des NZZ-Chefredaktor-Postens?**

Einverstanden, diese öffentliche Diskussion war nicht gut für unser Haus. Die Nachfolge von Felix E. Müller werden wir frühzeitig in einem sorgfältigen Auswahlverfahren regeln.

**Welchen politischen Kurs verfolgt die NZZ?**

Der Kurs der NZZ steht nicht zur Disposition. Die NZZ ist weder nach links noch nach rechts abgerutscht. Wir verstehen uns als bürgerliches Medienhaus.

**Sie sind gebürtiger Österreicher: Wie nehmen Sie die Schweiz wahr?**

Die Schweiz ist ein gutes Vorbild für Europa.

**Warum?**

Weil sie eine sehr reife Demokratie ist. Persönlichkeitswahlen wie beim Ständerat drücken das gut aus. Politiker sind gegenüber den Wählern direkt verantwortlich. Das ist eine grosse Stärke der Schweiz.

**Sie waren selbst politisch aktiv in Österreich. Können Sie sich vorstellen, ein politisches Amt in Österreich zu übernehmen?**

Ich wäre lieber Papst als österreichischer Minister. Im Ernst: Die Aufgabe bei der NZZ-Mediengruppe ist für mich sehr spannend. Wir gehen durch eine langfristige und vielversprechende Transformation. Manche der Früchte sieht man erst viel später. Ich möchte die Ernte dieser Früchte bei der NZZ-Mediengruppe miterleben. ○



Verwalter des Hitzfeld-Erbes: Nationaltrainer Petkovic, 52.

# Die Hypothek

Die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft steht in der Kritik und ihr Trainer Vladimir Petkovic unter öffentlichem Generalverdacht. Trotzdem: Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Von Thomas Renggli

Das Fussballgericht hat getagt. Das Urteil ist gefallen. Vladimir Petkovic ist schuldig. Die *Neue Zürcher Zeitung* misst den Trainer am eigenen Anspruch: «Ein nicht gehaltenes Versprechen», die *Basler Zeitung* übt sich in semi-esoterischer Ursachenforschung: «Petkovic erzeugt kein Wir-Gefühl», der *Blick* ortet grundsätzliche Orientierungsschwierigkeiten: «Ein Team ohne Plan», und die normalerweise zu Zurückhaltung genötigte Agentur SDA wähnt den Trainer auf dem Irrweg: «Bewegung in die falsche Richtung.» Wäre die Schweizer Fussballnationalmannschaft eine Casting-Show und über das Personalmanagement würde öffentlich abgestimmt, gäbe es nur ein Szenario: Vladimir Petkovic, der kroatisch-schweizerische Doppelbürger mit bosnischen Wurzeln, wäre seinen Job eher heute als morgen los.

Als Fiasko muss seine Darstellung gegen ausen bezeichnet werden. An der Seitenlinie verströmt Petkovic die Überzeugungskraft einer Wachstumsfigur. Im Interview erinnert er sprachlich an den Quoten-Kosovo-Albaner Mergim aus der TV-Satire «Giacobbo/Müller», und von den Spielern wird er als sturer Oberlehrer wahrgenommen. Doch im Schweizer Verband blendet man die Ausstrahlung des wichtigsten Image-trägers aus. Anfang März wurde der Vertrag des Nationaltrainers bis 2017 verlängert – im Falle der erfolgreichen Qualifikation für die WM in

Russland bis 2018. Die Meldung wurde in einem dürren Communiqué verkündet – als würde man lieber nicht zu viel darüber sprechen.

## Schrecklich nette Familie

Der Unterschrift war ein monatelanges Hin und Her vorangegangen, in dem sich beide Parteien zwar immer wieder ewige Liebe versprochen und Petkovic einmal sagte: «Wir lösen das wie in einer Familie.» Doch die Länge der Verhandlungen und die mediale Darstellung Petkovic' als «gieriger Provokateur» (*Blick*) lassen die Nationalmannschaft eher als «schrecklich nette Familie» erscheinen.

Für Petkovic geht die Rechnung auf. Der höchste Trainer des Landes verdiente schon zu

## Die Spieler haben nur ein Argument, um sich in die Herzen der Fans zu spielen: den Erfolg.

früheren Konditionen rund 800 000 Franken pro Jahr – Tendenz steigend. Seine verfrühte langfristige Anbindung könnte sich für den Verband finanziell wie sportlich als Hypothek erweisen – umso mehr, als der beste Schweizer Trainer (Lucien Favre) verfügbar wäre.

Die Zukunft ist diffus, die Gegenwart trostlos und torlos: 0:1 gegen Irland, 0:2 gegen Bosni-

en-Herzegowina. Wie Petkovic' Führungsstil bei den Spielern ankommt, bleibt unklar. Offen will sich keiner äussern. Doch hinter der Garderobentüre zeigt sich ein ernüchterndes Bild: Dem Chef werden fehlendes Fingerspitzengefühl, mangelnde Sozialkompetenz und eine unnötige Kompromisslosigkeit im Umgang mit seinen Leistungsträgern vorgeworfen. Das wiederum schlägt den Stars sichtlich aufs Gemüt. Für Aussenstehende verbreiten die Schweizer Fussballer auf dem Feld momentan so viel Enthusiasmus, als seien ihnen soeben die Prämien gestrichen, das Auto abgeschleppt und die Playstation entrissen worden. Ein Mann mit direktem Draht ins Innenleben der Mannschaft bezeichnet die Schweizer Auswahl als «Pulverfass», das jederzeit explodieren könne.

Wenig zündend ist Petkovic im Umgang mit den Medien. Dass er bei der Niederlage gegen Bosnien eine «Reaktion auf die Leistung in Irland» gesehen haben wollte, mutete schon fast zynisch an. Wie man mit etwas Überzeugungskraft kommunikative Schadensbewältigung betreibt, zeigte der frühere Eishockey-Nationaltrainer Ralph Krueger. Er lebte ein ganzes Jahrzehnt von einer glückhaften Halbfinal-Qualifikation, kultivierte das Verlieren in einem Bestseller («Teamlife. Über Niederlagen zum Erfolg») und sagte nach einer Kanterniederlage gegen Kanada: «Wenn wir die



Tore weglassen, waren wir gleich gut.» Im Sportlerleben ist vieles eine Frage der inneren Überzeugung und des Selbstvertrauens.

Das Dilemma von Petkovic liegt in der Persönlichkeit seiner Vorgänger: Köbi Kuhn, der beliebteste Zürcher der Welt, der mit der Nationalmannschaft den schönsten und erfolgreichsten Fussball der jüngeren Vergangenheit spielte – und (vor allem) Ottmar Hitzfeld. Der zweifache Champions-League-Sieger war (und ist) eine der grössten und natürlichsten Autoritäten im europäischen Fussball. Auch unter ihm fehlten der Landesauswahl oft die spielerischen und kreativen Highlights, aber wenn Hitzfeld an ein Mikrofon trat, hingen alle an seinen Lippen. Er hätte den Rasen für blau und seine Spieler für Weltmeister erklären können – am nächsten Tag wäre es unwiderrprochen in der Zeitung gestanden. Kaum jemand störte sich daran, dass der Deutsche im Werbefernsehen fast ebenso präsent war wie an der Seitenlinie, dass er noch mehr verdiente als Petkovic (zirka eine Million Franken) und dass seine Schweizer Erfolgsbilanz medioker war.

Hitzfeld verstand es, mit Menschenkenntnis und der Grosszügigkeit eines Gentlemans Spieler und Öffentlichkeit hinter sich zu bringen. Die Verträge pflegte er innerhalb von fünf Minuten bei einem guten Glas Rotwein zu verlängern. Sein Wort hatte Gewicht. Seine Auftritte waren weltmännisch und stilvoll. Legendar ist die Anekdote, als er ein paar Spieler in der Morgendämmerung auf dem Heimweg aus dem Nachtclub in flagranti ertappte. Anstatt drakonische Strafen auszusprechen, nahm Hitzfeld die Nachtschwärmer in die Verantwortung und appellierte an ihr Ehrgefühl. Damit war die Sache erledigt – und die Nachtruhe auf Jahre hinaus wiederhergestellt.

Unter Petkovic tendiert das Stimmungsbarometer gegen den Nullpunkt. Dabei hatte er vor seinem ersten Ernstkampf im Sommer 2014 noch ganz andere Töne angeschlagen: «Die Freude am Spiel und die positive Energien müssen im Zentrum stehen.» Schall und Rauch. Von der Absichtserklärung ist ebenso wenig übriggeblieben wie von der integrativen Kraft, die dem früheren Caritas-Sozialarbeiter nachgesagt wird.

### Artenschutz

Auf dem Weg durch die Euro-Qualifikation etablierte sich Petkovic als Verwalter des Hitzfeld-Erbes. Er übernachtete im gleichen Hotel, trainierte auf denselben Plätzen und vertraute den gleichen Spielern. Dies verhinderte einen natürlichen Erneuerungsprozess und eine belebende Eigendynamik. Auch im drittletzten Test vor der Euro blieb er seinem Muster treu: Gegen Bosnien gewährte er dem hochtalentierten Innenverteidiger Nico Elvedi nur Anschauungsunterricht. Stattdessen setzte er auf Artenschutz und reaktivierte den 31-jährigen Philippe Senderos. Ein Trugschluss: Überfor-

dert von Physis und Tempo der Bosnier, war der Romand mit zwei groben Fehlern einer der Hauptverantwortlichen für die Niederlage.

Zwischen den Zeilen sind auch von den Spielern kritische Töne zur Personalführung zu hören. Granit Xhaka, in dieser Saison bei Borussia Mönchengladbach zum Kapitän und unumstrittenen Chef aufgestiegen, sagte vor dem Rückrundenstart: «Im Klub ist es einfacher, in eine Leaderrolle hineinzuwachsen – weil man jeden Tag im Training seine Leistung zeigen und sich Respekt verschaffen kann. In der Nationalmannschaft sieht man sich nur alle paar Monate – und die Hierarchie ist vorgegeben.»

### Albanien I gegen Albanien II

Vor diesem Hintergrund wäre eine regelmässige Kommunikation des Verbandstrainers mit seinen Berufskollegen in den Klubs unabdingbar. Doch offenbar herrscht an dieser Schnittstelle Funkstille. Petkovic bevorzugt die Arbeit im eigenen Team und nimmt Anregungen von aussen nur zögerlich an. Umso grösser war vor zwei Wochen die Aufregung, als er seinen

### Wenn Shaqiri muss, Behrami will und Dzemaili kann, liegt einiges drin.

Kapitän Gökhan Inler – beim englischen Tabellenführer Leicester der bestbezahlte Tribünergast – aussortierte. Dabei war diese Massnahme weder überraschend noch besonders kreativ, sondern logisch und konsequent. Inler ist ein solider Rückraumstrategie, aber in der Rolle des Leaders eine ähnliche Fehlbesetzung wie Francine Jordi als Backgroundsängerin von Black Sabbath.

Noch bleibt Zeit zur Korrektur. In 67 Tagen trifft die Schweiz in Lens zum EM-Auftakt auf Albanien. Skeptiker bezeichnen die Affiche als Albanien I gegen Albanien II. Und vermutlich hat Petkovic exakt mit diesem Sachzwang zu kämpfen. In der Moderne heissen die (potenziellen) Helden des Schweizer Fussballs nicht mehr Köbi, Karli und Fritz – sondern Granit, Xherdan und Valon. Und die haben nur ein Argument, um sich in die Herzen der Fans zu spielen: den Erfolg.

So liegt die Hoffnung auf ein Schweizer Happyend im französischen Sommer weniger in der strategischen Weitsicht des Trainers, sondern in der Eigenverantwortung der Spieler. Wenn Shaqiri muss, Behrami will und Dzemaili kann, liegt einiges drin. Die Schweizer Nationalmannschaft 2016 besitzt genug Klasse und Talent, um an der Euro eine starke Rolle zu spielen – egal, wer an der Seitenlinie steht. Spätestens dann wären die Nullnummern gegen Irland und Bosnien vergessen. Sieger haben immer Recht. Das gilt auch für Vladimir Petkovic. ○

## Medien

### Hüter des Anstands

#### Der milde Umgang mit dem Nationaltrainer ist Ausdruck für den Niedergang des *Blicks*.

Es war eine seltsame Schlagzeile am Mittwoch in der Boulevardzeitung *Blick*. Da war die Schweizer Nationalmannschaft am Abend zuvor gegen Bosnien-Herzegowina nach einem lust- und konzeptlosen Spiel untergegangen, und unser grösstes Boulevardblatt titelt: «Bosnier ärgern Petkovic bis aufs Blut». Einen Tag später inszeniert das Blatt den dauerhaft unmotiviert wirkenden Trainer als heldenhaften Feuerwehrmann. «Diese Brandherde muss der Nati-Coach löschen!», lautet die fast schon liebevolle Schlagzeile.

Einst musste sich der Nationaltrainer vor dem Blatt fürchten, man erinnere sich nur an den Portugiesen Artur Jorge, den der *Blick* in einer wochenlangen Kampagne vorführte und schliesslich auch abschoss. Ja, die Artikelserie war schamlos, überbordend und ungerecht – aber das ist genau das, was Boulevard ausmacht. Heute findet sogar die nüchterne NZZ in Sachen Nationaltrainer deutlichere Worte als der *Blick*. Hat der Kuschelkurs mit der Verquickung von Ringiers Vermarktungsfirma Infront mit dem Schweizer Fussballverband zu tun? Oder hat man gar Angst, harte Schlagzeilen gegen Petkovic könnten als Ausländerfeindlichkeit ausgelegt werden?

#### Mit erhobenem Zeigefinger

Fast täglich reibt man sich die Augen über das einst gewitzte und aggressive Blatt, nicht nur beim Thema Fussball. Nach den für die Schweiz völlig unbedeutenden Landtagswahlen in Deutschland titelte die Zeitung auf der Frontseite: «Aufstand gegen die Anständigen». Die neue deutsche *Blick*-Chefredaktorin, von der zuvor noch nie jemand gehört hatte, erteilte ihrer Heimat mit erhobenem Zeigefinger den sinnfreien Ratschlag, eine Haltung wie diejenige der Schweiz bei der Durchsetzungsinitiative «hätte auch Deutschland gutgetan».

Anstatt lustvoll auszusprechen, was den Leuten unter den Nägeln brennt und auch mal voll auf den Mann zu spielen, gibt man sich lieber als Hüter des Anstands. Es ist ein Symptom des Niedergangs in die Bedeutungslosigkeit: Wenn man schon keinen Einfluss mehr hat, so möchte man doch wenigstens im Medienethik-Seminar lobend erwähnt werden. *Rico Bandle*

# Hymne auf den Minirock

Die Temperaturen steigen, die Beine werden länger und die Röcke kürzer. Welche Augenweide. Auch aus feministischer Sicht darf der Minirock als ungefährlich qualifiziert werden, da ihm eine faszinierende Geschichte zugrunde liegt. Es geht um Freude und Freiheit. *Von Claudia Schumacher*

In den sechziger Jahren bereiste eine DDR-Schülerin die damalige UdSSR. Beim Besuch eines Mahnmals für gefallene Soldaten zog sie entrüstete Blicke auf sich. Oder genauer gesagt: auf ihre blanken Beine. Das Mädchen hiess Angela Merkel, und sie trug einen Minirock.

Auch wenn die deutsche Kanzlerin der Öffentlichkeit heute nicht mehr barbeinig entgegentritt: Der kürzeste Stoffetzen der weiblichen Sommergarderobe hat sein Erregungspotenzial behalten. Darf man als moderne Frau einen Rock tragen, der nur ein bis zwei Hände breit unter dem weiblichen Lustzentrum endet? Oder spielt man damit plumpen Männerfantasien den Ball zu und degradiert sich selbst zum Püppchen?

## Wettkampf um den stofflosesten Auftritt

Letzten Sommer wurde in der Schweiz eine junge SP-Lokalpolitikerin und Feministin für ein Foto in sehr luftiger Kleidung kritisiert (der untere Po-Ansatz war zu sehen). Die Frage war, ob eine feministische Grundeinstellung ein solches Auftreten erlaube. In den USA engagiert sich derweil das junge US-Model Emily Ratajkowski dafür, dass man schöne Frauen ihre sexuelle Anziehungskraft zelebrieren lässt, ohne ihnen im Gegenzug automatisch andere Qualitäten abzusprechen. Und in Deutschland setzte sich 2015 eine ehemalige CSU-Referentin, die von Diskriminierung am Arbeitsplatz aufgrund ihres guten Aussehens berichtete, für einen Neo-Feminismus in Minirock und High Heels ein. Ein Leserkommentar unter einem ihrer Interviews dazu online lautete: «Wenn man rumläuft wie eine polnische Strassenhure, braucht man sich über anzügliche Sprüche nicht wundern.» Beschämend – oder einfach nur gemein? Jedenfalls hart und deutlich genug, um die normale Frau mit schlechtem Gewissen und einigermaßen verwirrt auf ihre Beine blicken zu lassen.

Seit je ist der weibliche Körper politischer als der männliche. Die einen halten sein erotisches Potenzial in freier Entfaltung für mächtig und ermächtigend. Ein Blickwinkel, den gerne junge und hübsche Frauen sowie Neofeministinnen wählen. Die anderen empfinden weibliche Freizügigkeit tendenziell als unsittlich und ordnungswidrig. Ein Standpunkt, der traditionell eher von Männern eingenommen wird – auch wenn im Westen die meisten von ihnen heutzutage den Anblick kurzer Röcke eher geniessen können. Was zur dritten Gruppe führt, die hinter betonter weiblicher Sexiness den

Teufel eines männlichen Sexismus am Werk sieht und in geschminkten und geschmückten Frauen schon auch einmal Tussis und Verräterinnen vermutet – hier stehen als Wortführerinnen tendenziell Feministinnen frigidierender Prägung bereit.

Ob sich Frauen bedeckt halten müssen, um die Männer nicht abzulenken, ist eine Frage des kulturellen und religiösen Umgangs, die sich einst das Christentum stellte und mit der heute der Islam kämpft. Es ist auch ein Problem, über dessen Lösung heutige Lehrer ins Grübeln kommen, wenn zwölfjährige Schülerinnen sich einen Wettkampf um den stofflosesten Auftritt liefern und die zusehenden Buben dabei vergessen, was zwei und zwei ergibt. Hört die Freiheit der einen dort auf, wo die Weiterentwicklung des anderen endet? Aus dem weiblichen Spiel mit der eigenen Inszenierung entsteht irritierenderweise oft ein komischer Ernst.

Auch ein Evergreen unter den heiss geführten Diskussionsthemen mit Blick auf die Kleidung der Frau ist die Frage, ob weibliche Freizügigkeit eine Einladung für männliche Annäherung ist – und wer die Schuld für Missinterpretationen und etwaige Konsequenzen trägt. All diese Streitigkeiten sind so alt wie das weibliche Streben nach Schönheit selbst. Sie gehen weit über die Garderobe der einzelnen Frau hinaus. Man sollte aber nicht vergessen, dass der Mini den Frauen neben einer gesteigerten Verführungsgewalt auch einfach Luftigkeit bei Sommerhitze schenkt. Und im Gegensatz zu älteren, längeren Rockschnitten zudem mehr Bewegungsfreiheit.

Fragt man sich als emanzipierte Frau im Jahr 2016, welches Signal man sendet, wenn man im Mini auftritt, dann lohnt sich ein Blick in die Geschichte des kurzen Jupes – bei der es sich natürlich um eine aufregende handelt. «Niemand hat den Minirock erfunden, er war gewollt», sagt die britische Designerin Mary Quant in einem Interview für das Buch «Der Minirock. Die Revolution – Die Macher – Die Ikonen» (2009), ein lesenswertes Gemeinschaftswerk der Hamburger Journalistinnen Bianca Lang, Tina Schraml und Lena Elster. Auch wenn der Minirock offenbar in den sechziger Jahren als Idee bereits in der Luft lag: So wie wir ihn heute kennen, geht er auf die eben zitierte Mary Quant und den französischen Designer André Courrèges zurück. Über ihre Leistung sagt die heute 82-jährige Quant, sie habe für die Mädchen einfach «die Röcke abgeschnitten» – dank ihr wurde der Minirock in Grossbritannien auf den Strassen ge-

tragen, und später erhielt sie dafür einen Orden der Queen. Der Erste hingegen, der den Minirock schliesslich in die Haute Couture einführte, war Courrèges. In beiden Fällen ist das Schöne neben den Röcken selbst, dass es sich um eheliche Kooperationen handelte. Mary Quant arbeitete mit ihrem (1990 verstorbenen) Gatten Alexander Plunkett-Greene zusammen, über den sie sagt: «Er war ein Charakter und, wie sich herausstellte, ein grossartiger Verkäufer und Marketingmann. Er mochte Beine, und mich am liebsten im Mini. Ohne ihn hätte es Mary Quant nicht gegeben.»

## Für den Mini auf die Strasse

Im Hause Courrèges war derweil das bevorzugte Model für den Mini die Gattin des Designers. Cocoline Barrières brachte sich auch beim Design ein und empfand das Arbeitsverhältnis zu ihrem Mann André als perfekt in der Ergänzung. Eines lässt sich mit Sicherheit sagen: Es war kein Macho, der den Minirock erfand. Es waren zwei Paare, die sich auf der Höhe ihrer Zeit befanden.

Nach seiner Lancierung Ende der fünfziger Jahre erlebte der Minirock in den Sechzigern seine erste internationale Blüte. Dabei wurden die Röcke kürzer – und provokanter. Getragen wurden sie von progressiven Frauen, die sich nicht von alten Röcken einengen lassen wollten, auch nicht im übertragenen Sinne: Ein Bedürfnis nach Bewegungsfreiheit und der erstarkende Wunsch nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung fanden im Minirock ein Symbol – und in der Antibabypille ein zweites. Im Sommer 1969 versteigerten die Künstler Verena Voiret und Dieter Meier einen Minirock und zwei Kleider in Zürich. Die Stücke hatte ein Mitglied der Frauenbefreiungsbewegung (FBB) im Vorfeld bei einer Misswahl gewonnen. Der Erlös sollte in die Anschaffung eines Antibabypille-Automaten fliessen. In dieser Zeit gingen Frauen im und für den Minirock in der ganzen Welt auf die Strasse. Gegen die reaktionären Kräfte, die ihren Vormarsch aufhalten wollten. Ein Vormarsch, für den ihnen der Mini (schöne) Beine machte.

Wer bislang Angst hatte, beim Tragen eines Minijupes dem Sexismus in die Hände zu spielen, kann sie also mit den besten kulturhistorischen Empfehlungen über Bord werfen. Und bei der kniffligen Frage, welche Modelle man diesen Sommer am besten wählt, hoffen wir, Ihnen mit der Zusammenstellung auf der rechten Seite weiterhelfen zu können. ○



*Wunsch nach Freiheit.*

# Metropolis der Moderne

Die Kunstwelt verneigt sich vor Bürgermeister Giuliano Pisapia. Das Kapital auch. Wie ein alter Kommunist Mailand an die Weltspitze von Kultur, Mode und Architektur beförderte.  
Von Urs Gehriger

Pisapia war bereit für Neues. Allerlei hatte er schon gemacht in seinem Leben. Lehrer war er in einem Jugendknast gewesen. Abdullah Öcalan, den feisten Chef der PKK, hatte er verteidigt. Für die Reform des italienischen Strafrechts legte er sich ins Zeug. Nun also, im Alter von 62, wollte er noch einmal etwas richten. Bürgermeister! Bürgermeister wollte er werden. Aber nicht in der Pampa, in Mailand sollte es sein, der Wirkungsstätte Leonardo da Vincis, der Hochburg Berlusconi, in Italiens Kapitale der Finanz. «Ausgerechnet», maulte die Opposition, «der rote Giuliano Pisapia, der alte Kommunist.» Er werde Mailand in eine «zingaropoli», eine «islamische Stadt voller Zigeuner», verwandeln. Das war 2011.

Jetzt, fünf Jahre später, sitzt er da, auf purpurrot-gepolstertem Stuhl, in seiner Residenz zwischen Scala und Dom, im Palazzo Marino, und lächelt verschmitzt. «Mailand ist das Epizentrum der Modernisierung in Italien», sagt er verhalten stolz, mit flinken Äuglein das Gegenüber musternd.

Mailand erstrahlt in neuem Glanz. Wir sprechen hier nicht von der Expo 2015, dem Grosserfolg mit 21 Millionen Besuchern, sondern von der Stadt der Künste, der Mode, der Designer und Architekten. Von einem «rinascimento» ist die Rede, von einer Wiedergeburt. «Italien befindet sich mitten in einer offensichtlich kreativen Renaissance, und Mailand ist an seiner Spitze», schwärmt Giorgio Armani. Komme man von Rom nach Mailand, gleiche dies einer Reise «von Schwarz nach Weiss», schreibt die römische *Repubblica*. Und der nationale Anti-Korruptions-Zar Raffaele Cantone holt aus zum Ritterschlag: «Mailand ist heute die moralische Hauptstadt Italiens.»

Hinter dieser Erfolgsgeschichte steht sein Name. «Mailands goldene Ära ist ein Verdienst des liebenswerten linken Bürgermeisters Giuliano Pisapia», schreibt der marktfreundliche *Independent*. Da versinkt Europas Linke im Keller, und in Mailand haut ein Kommunist auf den bröckeligen Putz und kehrt die Stadt heraus, ködert das Kapital und flirtet mit dem Jetset.

Er selbst habe sich nicht geändert, beteuert Pisapia. Seit er – in den Siebzigern – in die Politik eingestiegen ist, schlägt das Herz des gebürtigen Mailänders links aussen. 1996 wurde er als Unabhängiger auf der Liste der *Rifondazione Comunista* ins nationale Parlament gewählt.

«Ich komme noch immer mit dem Velo zur Arbeit.» Das tut Boris Johnson, Londons

Tory-Bürgermeister, auch. «Aber er hat es von mir abgeschaut», gibt Pisapia lachend zurück. Was also ist sein Erfolgsprinzip? «Das Neue fördern und das Alte bewahren.» Was Pisapia damit meint, lässt sich im Businessviertel Porta Nuova nördlich des historischen Zentrums studieren. Da steht das «Neue Tor», ein neoklassischer Triumphbogen, flankiert von zwei dorischen Wächterhäuschen, gebaut 1810 unter Napoleon. Direkt dahinter schiesst die Moderne in den Himmel. Rums, ein Glasturm wie ein Raketenstiel. Wumm, ein Betonbau wie eine Orgelpfeife. Mit Karacho entsteht hier die neue Skyline, Mailands Markenzeichen des 21. Jahrhunderts.

Das «Herz» des neuen Viertels ist die Piazza Gae Aulenti, ein kreisförmiges Podium von hundert Meter Durchmesser (entworfen vom argentinischen Architekten César Pelli), um das sich ein Komplex von rund zwanzig Hochhäusern gruppiert. 231 Meter misst das grösste, der Torre Unicredit, der zugleich das höchste Gebäude Italiens ist. Am Horizont

## Hinter jedem Turm und jedem Kunsttempel steht ein Name aus der Grossfinanz oder der Industrie.

dahinter schraubt sich der Torre Hadid in gläsernem Faltenkleid in die Wolken, das letzte Vermächtnis der irakisch-britischen Stararchitektin Zaha Hadid, die dieser Tage verstorben ist.

Bis vor wenigen Jahren noch war die Porta Nuova ein ramponiertes Wohnquartier mit düsteren Gassen, Holztreppe, verrosteten Portalen, abgeschlurften Terrazzo-Böden. Die einst aus den Hinterhöfen wuchernde Natur kommt in dieser neuen Welt «nur noch als Metapher vor», schrieb die *FAZ*: als Grossstadtdschungel aus Strassenschluchten, «Massierung von Glas, Metall, Geld, Tempo und Ambition». Das neue Zentrum hält sich den urbanen Moloch mit Fussgängerviadukten vom Leib und versprüht futuristisch-klinischen Kärcher-Charme.

Erst an der Peripherie kommt das Auge zur Ruhe. Dort grünt es. Zwei Türme, aus denen das Kraut spriesst wie der Bart am Hipster-Kinn. Die Amerikaner mochten an der Expo mit ihrer «Vertical Farm» («die grösste ihrer Art», First Lady Michelle Obama) den Italienern die Schau gestohlen haben. Aber was ist schon eine Farm, verglichen mit einem Wald? Die Mailänder haben ihren «Bosco Verticale», den «vertikalen

Wald», bestehend aus zwei Hochhäusern, die aussehen wie zwei gigantische Aktenschränke mit herausgerissenen Registern, aus welchen Bäume, Büsche und allerlei Grünzeug wuchert. Stefano Boeri, Sohn der bekannten Möbeldesignerin Cini Boeri, hat den Wolkenkratzerwald entworfen und damit den Preis für das weltweit innovativste Hochhaus erhalten.

## Pereira und Lagerfeld schwärmen

Der Bürgermeister ist fest davon überzeugt, dass die neue Schönheit Mailands eben daher kommt, dass viele alte und traditionelle Quartiere nun von modernen Designer-Hochhäusern flankiert werden. Italien war immer hin und her gerissen zwischen Tradition und Innovation, und Mailand zog immer in Richtung Zukunft, so zum Beispiel in der Zeit der Futurismus-Bewegung im frühen 20. Jahrhundert. Jetzt aber hat die Stadt den Rest des Landes und die meisten Städte Europas abgehängt. «Die Energie hier ist fantastisch», schwärmt Karl Lagerfeld.

«Man verspürt einen Qualitätssprung von echter Substanz», bestätigt Alexander Pereira, Intendant der Mailänder Scala. Pereira leitet die Oper seit 2014 und hat mit seinem Schaffen dazu beigetragen, dass Mailands Stern noch heller leuchtet. Nach Ferrari – und vor Armani – ist die Scala der wichtigste Brand Italiens. «Mailand ist Weltklasse», sagt Pereira im Gespräch mit der *Weltwoche*. Besonders aus der Modebranche komme ein neuer Kraftstoss der Kreativität.

«Mailand ist das gelungen, was viele nicht geschafft haben», sagt Pisapia. «Wir haben uns quasi von einer Industriestadt in eine Kulturstadt verwandelt. Auf diese Weise kommt das Geld wieder rein.» Aus seinem lippenlosen Mund purzelt die Erfolgsstatistik: «Um 48 Prozent sind die Besucherzahlen seit meinem Amtsantritt 2011 gestiegen.»

Der kreative Schub wird auf heimischem Boden entfacht, das nötige Kleingeld für die Umsetzung jedoch kommt von aussen. Hinter jedem Turm und jedem Kunsttempel steht ein Name aus der Grossfinanz oder der Industrie. Der Bürgermeister hat sie in die Stadt gelockt. Mit bemerkenswerten Folgen. Die Porta Nuova ist komplett im Besitz Katars. Der Wert des Viertels wird auf mehr als zwei Milliarden Euro geschätzt. Vor einem guten Jahr bezahlte der Staatsfonds des Golf-Emirats die übrigen Anteilseigner aus Mailand aus. Der Deal gilt als eine der grössten Transaktionen auf europäischem Boden. >>>



*Wie der Bart am Hipster-Kinn: «Bosco Verticale» – der vertikale Wald.*



*Polierte Perle: renovierte Hafenanlage, Gelände der Expo 2015.*



*«Smart City»: Kinder vergnügen sich auf dem Gae-Aulenti-Platz.*



*Glas, Metall, Geld, Tempo: der 231 Meter hohe Torre Unicredit in Mailand.*

## Standorte

# Addio Zurigo!

## Die Mailänder haben den Zürchern das «International Radio Festival» abgeworben.

Es ist ein Fest der Klänge und ein Spektakel von globaler Reichweite: Das International Radio Festival (IRF) geht diesen Donnerstag im Unicredit Pavilion, der Mailands futuristische Skyline mit bildet, erstmals auf Sendung. 25 Radiostationen aus aller Welt senden bis Sonntag, 10. April, direkt aus dem neuen Trendquartier Porta Nuova.

Sechs Jahre lang war Zürich Heimat des Festivals. Letzten Herbst hat Mailand den Schweizern den prestigeträchtigen Event abgeworben. «Wir sind überglücklich, dem Festival in unserer Stadt ein neues Zuhause zu bieten», sagt Filippo Solibello, Co-Host des Festivals. Solibello von Rai 2 zählt zu den populärsten Radiomachern Italiens. «Das Festival ist von unschätzbarem Wert für Mailand und Italien. Während vier Tagen verfolgen über 100 Millionen Zuhörer rund um den Globus ihre Lieblingssendungen aus unserer Stadt. Das ist Intensivwerbung und eine Infusionsspritze für den Tourismus.»

Hat die Schweiz zu wenig um den Erhalt des Festivals gekämpft? Verantwortlich für die Vermarktung und das Image unseres Landes in der Welt ist «Präsenz Schweiz»; rund 23 Millionen Franken liess diese sich beispielsweise die Expo in Mailand kosten. «IRF hat mich [über seinen Umzug, Red.] informiert, aber nicht um Unterstützung oder Erhalt gebeten», teilte Nicolas Bideau, Chef von Präsenz Schweiz, auf Anfrage mit.

Darryl von Däniken, Gründer und Organisator des Radio-Festivals, dementiert. «An den Olympischen Spielen 2012 in London sendete das IRF aus dem House of Switzerland, das von Präsenz Schweiz organisiert worden war. Mit grossem Erfolg.» Für Olympia in Rio habe man Präsenz Schweiz ein neues Konzept präsentiert. «Wir erhielten aber nie eine Zu- oder Absage.» Ausser Schweiz Tourismus habe keine Schweizer Institution seriöses Interesse am Festival bekundet. Als Mailand mit der vollen Unterstützung des Bürgermeisters den roten Teppich ausrollte, sei der Umzugsentscheid leichtgefallen. «Das IRF ist ein bunter Mosaikstein, der das Bild Mailands als Kulturkapitale komplettiert», freut sich Bürgermeister Giuliano Pisapia. Er hat kein schlechtes Gewissen, dass der Event der Schweiz den Rücken gekehrt hat. «Das ist der freie Markt.» *Urs Gehrig*

Steht die Stadt zum Ausverkauf? «Mein Mailand ist für alle da, nicht nur für die Touristen und Eliten», verteidigt sich der Bürgermeister resolut. Das silberweisse Haar fällt ihm vom Seitenscheitel in die Stirn. Wieder tischt er Zahlen auf. «Sehen Sie, das Stadthaus bekommt 80 Tickets für die Scala und 150 für jedes Spiel im San-Siro-Stadion, wo Inter und die AC Milan ihre Spiele austragen. Früher wurden die Eintrittskarten an die VIPs und Wichtigtuer verteilt, ich gebe sie weiter ans Volk.» In einer Art Lotterie, an der alle teilnehmen können. So habe er 86 000 Euro eingenommen, die er wiederum in die kulturelle Pflege der Stadt investiere.

Bittet man Pisapia, das Mailand von heute in ein paar Sätzen zu skizzieren, nennt er drei Worte: «international», «innovativ», «inklusiv». Um zu präzisieren, was das heisst, hebt er den Arm in Richtung Süden zur Porta Romana. Dort, am Rand des Stadtzentrums, wo das Unkraut zwischen alten Geleisen spriesst, wo einst Leute wohnten wie der Junge aus Adriano Celentanos autobiografischem Hit «Il ragazzo

## «Mailand ist heute die moralische Hauptstadt Italiens.»

della via Gluck» aus dem Jahr 1966, entsteht der Prototyp von Pisapias «neuem Mailand»: das Armenhaus «Casa Jannacci» mit Platz für 500 Obdachlose, die beim Sprung in die Moderne gestrauchelt sind (Stichwort: «inklusiv»). Der «Talent Garden», wo Jungunternehmer an den «Zukunftsmethoden des Arbeitens» forschen («innovativ»), und die Fondazione Prada, der neue Vorzeigetempel der Kultur («international»).

Tritt man ein in den Prada-Park, wähnt man sich in einem Schlossgarten der Schwerindustrie; Baukörper, Hallen, Pavillons, Lagerräume liegen quer. Das Zentralgebäude, genannt «Geisterhaus», leuchtet komplett in Gold. Es ist eine alte Schnapsbrennerei, deren Inneres Stararchitekt Rem Koolhaas in ein Burghölzli der Aktualitätskunst umgebaut hat; die klinisch-kargen Wände und allgegenwärtigen Museumswärter in massgeschneiderten Uniformen vermitteln die Atmosphäre einer Irrenanstalt.

Die Trägerschaft versteht sich nicht als Museum. «Unser Hauptinteresse gilt Ideen und der Art, wie die Menschheit Ideen in spezifische Disziplinen und Kulturprodukte umwandelt.» Was das bedeutet, lässt sich in den Hallen und Sälen bewundern. Plastiken aus Kunstfell, blauer Styropor in Bilderrahmen, Wagner plärende, blecherne Waschbretter, verziert mit Nazi-Orden, und Kreaturen, deren Deutung sich dem alltagsramponierten Verstand entziehen. Die Hauptattraktion ist ein Roboterwesen (To The Son of Man Who Ate the Scroll, von

Goshka Macuga), dem Menschen täuschend echt nachempfunden, der ab Konserve philosophiert.

Ernst ist die Kunst und voller Rätsel. Man muss nicht alles verstehen, es bloss auf sich wirken lassen. Wer zwei Stunden in der Anstalt verbringt, wird ihre Wirkung noch tagelang spüren.

## Schlaraffenland der Sinne

Es sind nicht Einzelobjekte, sondern deren Vielfalt, das Tuttifrutti der baukünstlerischen Interventionen und Nischen der Innovation, die aus dem Mailänder Kulturkosmos ein Schlaraffenland der Sinne machen. Sukzessive leuchten neue Sterne auf, und alte erstrahlen in neuem Glanz. Im Tortona-Quartier zum Beispiel, wo das Mudec (Museo delle Culture) Werke von Joan Miró abfeiert, die «Armani Silos» liegen und die «Fuorisalone», die Möbelmesse (12. bis 17. April), stattfindet. Aus allen Richtungen drängt Kunst in die Stadt. Aktuell versammelt die «miart» (8. bis 10. April), die Kunstmesse, 154 Aussteller aus 16 Ländern. «Wir haben Bücherwochen, Pianowochen, Koproduktionen mit Turin, Moskau, Teheran», deklamiert Pisapia.

Wenn er ins Schwärmen kommt, klingt Pisapia wie Bonvesin de la Riva, der salbungsvollste aller Barden, die Mailand je besungen haben. In der Tradition der «Lobpreisung Jerusalems», die in der Zeit der Kreuzzüge entstand, huldigte er bereits im 13. Jahrhundert der Stadt als «Adler unter Vögeln». In «De magnalibus urbis Mediolani» (Über die Wunder von Mailand), einem famosen Schriftstück aus dem Jahr 1288, schwärmt er der Welt von Mailands blitzsauberm Wasser vor, seinen 120 Glockentürmen, seinen Juristen, den 28 Ärzten, 440 Metzgern und 6 öffentlichen Trompetern. Die 200 000 Einwohner der Stadt pries er als «nobel, elegant und besonders ehrlich».

Als Jurist setzt Pisapia standesgemäss noch einen anderen Akzent. «Mailand ist jetzt die Stadt der Rechte.» Er habe erreicht, dass seine Stadt sich nicht nur moralisch, sondern auch



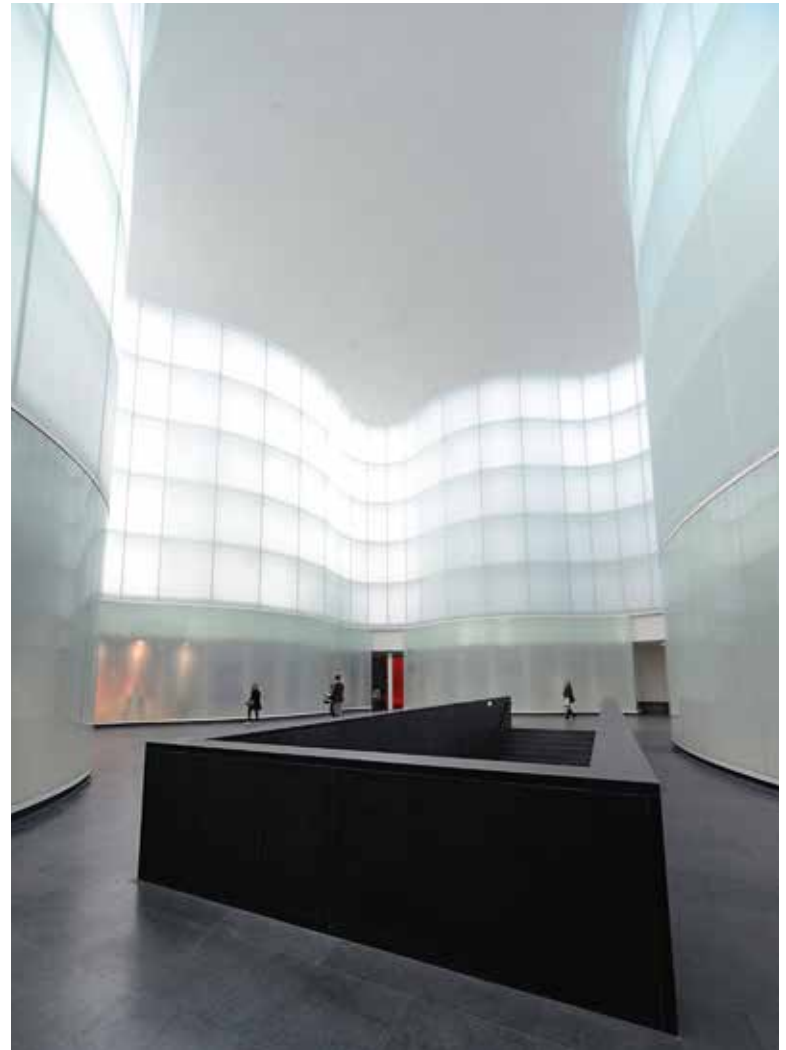
«Geld kommt wieder rein»: Bürgermeister Pisapia.



Burghölzli der Aktualitätskunst: Prada-Park.



«Fantastische Energie»: Vogue-Cocktail im «10 Corso Como».



Aus allen Richtungen: Mudec-Museum von Stararchitekt David Chipperfield.

rechtlich erhoben habe. «Seit meiner Amtsübernahme gibt es die Möglichkeit, die Homosexuellen-Ehe zu registrieren. Ich habe die Selbstbestimmung der Patienten ins Leben gerufen, so dass man sie nicht bis zum Tod therapieren lassen muss.» Ausserdem habe er die Zahl der Autos in der von Smog geplagten Stadt rigoros gesenkt, das Car-Sharing-Modell eingeführt und Mailand den Titel der «Smart City» verpasst.

Wichtiger noch: Die Stadt sei frei von Mafia. «Seit ich Bürgermeister bin, hat es nicht ein Mal einen Kriminalfall gegeben, in den ein Minister involviert war.» Er habe ein Komitee geschaffen, das mafiöse Machenschaften aufdecke. Eine Prätorianergarde unabhängiger Experten, die in einer Art Frühwarnsystem kriminelle Machenschaften ausloten und in den Behörden «Antikörper» gegen Filz, Betrug und Bestechung bilden.

Trotz der prächtigen Bilanz Pisapias und seiner glänzenden, innovativen Stadt gilt es, nüchtern zu konstatieren: Mailand ist keine schöne Stadt. Bereits der Romancier Henry James, im 19. Jahrhundert nach Süden reisend, nannte Mailand «eher die letzte der prosaischen Städte als die erste der poetischen».

Wenn Pisapia heute vom neuen Charme seiner Stadt schwärmt, denkt man leise an Karl

Marx' Feststellung, dass sich die Wirklichkeit vor der Idee blamiert. Aber vielleicht ist die Idee noch nicht ausgegoren, vielmehr in dauerndem Wandel, was die Stadt erst recht zu einem Laboratorium der Moderne macht.

### Das Genie grüsst den Bürgermeister

Mailand repräsentiert einen Mix von Stilen, eine Melange aus spröder Schönheit und lottorigem Mief, eine Kakophonie von Trostlosigkeit und Oasen der Glückseligkeit. Wie die antiquarischen bulläugigen Trams, die wie breitspurige Urviecher des Schienenverkehrs durch die Strassen Mailands rumpeln und bei jeder Kurve nervtötend quietschen.

Pisapia hat für Mailand und die Welt ein paar solcher Perlen gerettet und neu aufpoliert. Die schönste ist die Darsena, das Hafenviertel, wo die Reste des legendären Kanalsystems restauriert wurden. Diese Navigli, die einst die nördliche Lombardei durchzogen wie feine Adern einen Körper und das Herz Mailand mit Nahrung und Marmor aus den Alpen für den Bau des Doms versorgten, waren fast komplett aus der Stadt verschwunden. In der Darsena, dem letzten Stadthafen, hätte ein Autoparking entstehen sollen. Pisapia kippte das Projekt, liess Grünanlagen und Plätze anlegen und die Kanäle restaurieren. Jetzt flaniert die Jugend bis spät

in die Nacht entlang der Wasserstrassen, flirtet in den zahllosen Kaffees, gurgelt Wasserpfeifen und grüsst auf dem Heimweg in Gedanken den genialen Architekten dieser Lebensadern, den grossen Leonardo da Vinci, der für Herzog Ludovico Sforza nicht nur Kanonen, Panzer und Katapulte konstruierte, sondern auch das Schleusensystem der Stadtkanäle.

Keiner kann ihm das Wasser reichen, dem alten Leonardo, der sinnierend auf der Piazza della Scala steht. Jeden Morgen grüsst das Genie den Bürgermeister, wenn dieser zu seinem Amtssitz aufsteigt. Nicht mehr lange. Im Mai wird Pisapias Nachfolger gewählt. Er selbst hat auf eine zweite Amtszeit verzichtet.

Was bringt die Zukunft? Angeln, Lesen, Musizieren? «Nichts Konkretes», hüllt sich Pisapia in Schweigen. Für die Stadt, die er liebe, stehe er weiter zu Diensten, wenn man ihn brauche. Bevor er jedoch abtritt, wühlt noch einmal Nervosität seine Ruhe auf. Möglicherweise wird seine Ära mit einer besonderen Ehre gekrönt. Mailand steht im Finale des Kampfes um den Titel «Innovativste Stadt Europas». Diesen Freitag wird der Sieger erkoren. Eine knappe Million Euro winkt als Trophäe. Pisapia, der alte Kommunist, gäbe selbstverständlich jeden Cent seinen Untertanen zurück. ○



*Erfolg:* Syrische Freiheitskämpfer transportieren gefangen genommene IS-Kämpfer ab, Februar 2016.

## Islamistenstaat am Abgrund

Das Gebiet des Islamischen Staats schrumpft gewaltig. In Libyen versucht die Terrororganisation deshalb, sich ein neues Rückzugsgebiet aufzubauen. Doch die Verhältnisse in Nordafrika sind nicht mit denen in Syrien vergleichbar. *Von Kurt Pelda*

Die Terrorgruppe Islamischer Staat (IS) befindet sich in Syrien und im Irak an allen Fronten in der Defensive. Die Weltmedien gucken vor allem auf die syrische Oasenstadt Palmyra, die Assads schiitische Söldner mit Hilfe russischer Kampfhelikopter kürzlich zurückerobert haben. Möglich wurde dieser Sieg in der Wüste im Zentrum des Landes dank der Waffenruhe zwischen der syrischen Armee und den Rebellen. Das ermöglichte es Assads Truppen, sich vermehrt dem IS zu widmen.

Wie von einer unsichtbaren ausländischen Hand gesteuert – sprich: von den USA und Russland –, gibt es zwei weitere Entwicklungen als Folge der Waffenruhe, von der bekanntlich der IS und die Nusra-Front, die syrische Filiale von al-Qaida, ausgenommen sind: Sowohl an der Grenze zur Türkei im Norden als auch im Süden an der Grenze zu Jordanien gehen syrische Rebellen erfolg-

reich gegen den IS und dessen Verbündete vor. Besonders wichtig dabei ist der Norden in der Provinz Aleppo, wo der IS immer noch ein Stück der syrisch-türkischen Grenze kontrolliert.

### Der Ring schliesst sich

Unterstützt von der türkischen Artillerie und amerikanischen Erdkampfflugzeugen, eilen die Rebellen – ohne Nusra-Front – im äussersten Nordwesten Syriens von einem Sieg zum nächsten. Einiges deutet darauf hin, dass die dortige Front des IS vor dem Zusammenbruch steht. Nach wie vor fehlen dem IS nämlich die Kämpfer, um an den vielen Fronten in Syrien und im Irak gleichzeitig Abwehrkämpfe gegen einen überlegenen Gegner zu führen. Zum Erfolgsrezept der Terrorbewegung gehörte es immer, die Phalanx ihrer Widersacher zu spalten und so einen Gegner nach dem an-



*2014 war der IS noch auf dem Vormarsch.*

dern zu eliminieren. Das wird jetzt immer schwieriger, weil die USA und Russland ihre Verbündeten in einer offenbar koordinierten Aktion dazu anhalten, gleichzeitig und an verschiedenen Fronten gegen den IS in die



Offensive zu gehen. Bereits ist ein Wettbewerb um die künftige Kontrolle der IS-Hochburgen in der syrischen Euphratebene ausgebrochen. Von den USA mit Waffen versorgte kurdische Milizen dringen ebenso vor wie die von Washington und Ankara unterstützten arabischen Rebellen. Allerdings sind sich diese beiden Gruppen in der Provinz Aleppo bereits in die Haare geraten. Hinzu kommen Assads Truppen, mit Schützenhilfe aus dem Iran und Russland, die den IS zunehmend auch von Süden her in die Zange nehmen. Die grosse Frage stellt sich, was diese drei Gruppen von IS-Gegnern tun werden, wenn sie dereinst im Kerngebiet der geschlagenen Terrorbewegung aufeinandertreffen.

Gerade für Europa ist das Vordringen von Kurden und arabischen Rebellen nahe der türkischen Grenze entscheidend. Denn damit werden nicht nur die letzten Nachschublinien des IS gekappt, sondern auch die Fluchtwege für heimkehrende Dschihadisten. Weiter im Landesinnern erschweren die Siege Assads bei Palmyra den Steinzeitislamisten das weitere Vordringen nach Süden und in Richtung libanesischer Grenze. Auch das versperrt potenzielle Fluchtrouten. Ein tödlicher Ring beginnt sich um das «Kalifat» zu schliessen.

### Schneeballsystem

Neben der Taktik, sich seine Feinde möglichst einzeln vorzunehmen, waren vor allem zwei Punkte ausschlaggebend für den Aufstieg des IS: Für viele Muslime – und zwar längst nicht nur IS-Sympathisanten – ist die Vorstellung eines islamischen Kalifats eine faszinierende Idee. Die Utopie, in einem gerechten islamischen Staat zu leben, macht einen erheblichen Teil der Anziehungskraft aus, die der IS auf Dschihadisten aus Europa und den arabischen Ländern ausübt. Eine Fehlannahme der Extremisten war es aber von Anfang an, dass sich ein solches Territorium gegen eine lose Koalition von mehr als einem Dutzend Luftwaffen, verschiedenen Armeen und einer Vielzahl von Milizen halten lasse.

Ausserdem haben sich die Terroristen mit ihren Gräueltaten bei der lokalen Bevölkerung verhasst gemacht. Besonders in Syrien gelten die Dschihadisten als ausländische Besatzer, denen die Einheimischen bei der erstbesten Gelegenheit die Kehlen durchschneiden werden. Im Fall der absehbaren Niederlage droht den Dschihadisten deshalb furchtbare Rache. Ein Zusammenbruch des IS als staatliches Gebilde ist jetzt jederzeit möglich. Das wird aber nicht sein Ende als Terrororganisation einläuten, im Gegenteil. Bei einer Niederlage müssten vor allem Europa und die Türkei mit einer Zunahme von Terroranschlägen rechnen. Ein Ende des IS-Staats würde den Terroristen allerdings ein wichtiges Aufmarsch- und Rückzugsgebiet nehmen, ähnlich wie der Verlust Afghanistans für

al-Qaida. Damit wären die Terroristen massiv geschwächt.

Der zweite entscheidende Punkt ist die «Beuteökonomie» der Steinzeitislamisten. Der IS ist hochkorrupt und schlecht, wenn es ums Regieren geht. Um seine Dschihadisten bei Laune zu halten, musste er deshalb stets neue Gebiete erobern und Beute generieren. Die Terrorbewegung lässt sich mit einem Schneeballsystem vergleichen, das nur existieren kann, wenn es stetig expandiert. Diese Expansion hat sich aber längst in einen Rückzug umgekehrt. Prozentuale Gebietsverluste sagen dabei wenig aus, aber strategisch wichtige Regionen hat der IS vor allem in Syrien verloren. Obwohl die Terroristen auch im Irak unter Druck stehen, sieht es dort wegen des

### Der losen Anti-IS-Koalition ist dringend zu raten, die sunnitischen Araber auf ihre Seite zu ziehen.

nach wie vor bedauernswerten Zustands der irakischen Armee anders aus als in Syrien, wo die Kurden in Zusammenarbeit mit der US-Luftwaffe dem IS die stärksten Schläge versetzt haben. Anders als in Syrien, wo die Sunniten die grosse Bevölkerungsmehrheit stellen, kann sich der IS im Irak eher als Schutzmacht der sunnitischen Minderheit gegen die marodierenden schiitischen Milizen gebärden. Der losen Anti-IS-Koalition ist deshalb dringend zu raten, die sunnitischen Araber auf ihre Seite zu ziehen. Politische Lösungen in Syrien und im Irak müssen die Sunniten an der Macht beteiligen. Geschieht dies nicht – zum Beispiel durch Verbleiben Assads an der Regierungsspitze –, wird das die Konflikte perpetuieren.

### Flucht in die Sahara

Im Gebiet von Euphrat und Tigris lässt sich die Niederlage der Steinzeitislamisten wohl nicht mehr aufhalten. Die Frage stellt sich aber, ob der IS sein Schneeballsystem auf andere Staaten übertragen und sich somit im Exil Rückzugsgebiete freihalten kann. Die Terroristen haben unter anderem Ableger in Afghanistan, im Jemen, auf der Sinaihalbinsel, im Kaukasus und in Libyen gegründet oder sich durch «freundliche Übernahmen» Terrorgruppen wie Boko Haram in Nigeria einverleibt. Wegen seiner Nähe zu Europa fällt vor allem Libyen ins Gewicht. Von seinem nordafrikanischen Brückenkopf mit Sirte – der Heimatstadt des umgebrachten Tyrannen Gaddafi – als Zentrum lassen sich Schläfer leicht, als Bootsmigranten getarnt, nach Italien bringen. Von dort geht die Reise dann weiter nach Norden, zum Teil auch über die Schweiz.

Wie im Irak nützt der IS in Libyen zum Teil die Frustrationen aus, die Gaddafis Sturz

unter anderem in Sirte ausgelöst hat. Ehemalige Gaddafi-Anhänger sind inzwischen ebenso unter den Extremisten Nordafrikas zu finden wie ausländische arabische Dschihadisten, vor allem aus Tunesien. In den letzten zwölf Monaten hat der IS in Libyen sein Territorium deutlich ausgeweitet und die Zahl seiner Kämpfer auf schätzungsweise 3000 bis 6000 Mann erhöht. Den Terroristen ist es bisher aber nicht gelungen, auch nur ein einziges Erdölfeld zu erobern. Bleibt es dabei, wird der IS in Libyen über kurz oder lang Finanzprobleme kriegen. Zudem gibt es in Libyen keine religiösen Minderheiten, keine Schiiten oder Christen, gegen die der IS hetzen könnte.

Die Chancen für einen Erfolg der Terroristen an der Bucht von Sirt stehen also wesentlich schlechter als noch vor zwei Jahren in Syrien und im Irak. Der Weg des IS in die libyschen Provinzen führt für potenzielle Dschihadisten durch die Ausläufer der Sahara und ist damit um einiges beschwerlicher als durch die Türkei nach Syrien. Trotzdem besteht die Gefahr, dass sich der IS in Nordafrika festsetzt und sich in der Wüste Rückzugsgebiete freikämpft. Oder wie es ein Milizenchef in Libyens Süden ausdrückt: «Wenn die Dschihadisten in der Sahara untertauchen wollen, wird man sie dort kaum je finden.» ○

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)  
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Fatwa via Facebook

Kamel Daoud hat die Übergriffe in der Silvesternacht in Köln mit dem «sexuellen Elend» der jungen arabischen Männer begründet. Damit avancierte der algerische Schriftsteller zum neuen Lieblingsfeind der linken französischen Intellektuellen und zur begehrtesten Trophäe der Terroristen. Von Jürg Altwegg

«Ja, die Frauen sind bei uns Körper, die man verstecken muss. Ja, unsere Gesellschaften unterhalten zur Sexualität eine pathologische Beziehung, die auf den Moralvorstellungen der Religion basiert»: Diesen Aufschrei ertönt von einer Frau, einer Muslimin, der in Tunesien geborenen Schriftstellerin Fawzia Zouari. Ihr Roman «Das Land, in dem ich sterbe» liegt in deutscher Übersetzung vor. Ihrer Ansicht nach ist es durchaus angebracht, von einer «Psychologie der arabischen Masse» zu sprechen: «Die Integristen frönen einer Kultur des Todes. Ja, es gibt eine Form von Rassismus, die sagt, dass man eine Jüdin oder eine Christin vergewaltigen darf, weil sie weniger wert ist als eine Muslimin.»

Mit ihrem Aufschrei in der linken Zeitung *Libération* eilte die Schriftstellerin ihrem algerischen Kollegen Kamel Daoud zu Hilfe. Daoud hatte die Übergriffe in der Silvesternacht in Köln zunächst im französischen Nachrichtenmagazin *Le Point* und danach in *Le Monde* mit der islamischen Vorstellung von der Frau und mit dem «sexuellen Elend» der jungen arabischen Männer begründet. Erst nach Daouds Artikeln nahm Frankreich mit Verspätung Kenntnis von Köln – dann aber mit einer kaum kaschierten Häme.

Schadenfreudig wurden die Übergriffe als Preis für Angela Merkels Flüchtlingspolitik gedeutet. Frankreich hat zwar seine Attentate, hat aber trotz all seiner Immigranten und seiner Probleme mit der Integration so etwas wie einen rudelweise geführten Sex-Massenangriff denn doch noch nie erlebt. Sowohl Premierminister Valls wie linke und konservative Intellektuelle haben Deutschland kritisiert. Für Alain Finkielkraut hat die Kanzlerin keineswegs die «Ehre Europas» gerettet, sondern dieses an den Rand des Zusammenbruchs geführt.

## «Der schwarze Schatten meiner selbst»

Daoud rief Köln zur «europäischen Kulturhauptstadt der Konfrontation» aus. Einen «Ort der Wahnfantasien» nannte er die Stadt: Hier prallten die Obsessionen der Rechtsextremen, «die über eine Invasion von Barbaren schimpfen», und jene «der Vergewaltiger» aufeinander. «Der Islamist liebt das Leben nicht», schreibt er. «Es ist reine Zeitvergeudung vor dem Tod.» Doch beim «Asyl geht es nicht nur um Papier», sondern darum, den Gesellschaftsvertrag der Moderne zu akzeptieren», dem sich die Islamisten verweigern.

Kamel Daoud wurde 1970 als Sohn eines Polizisten geboren. Als einziges Kind hat er stu-

diert – «und Französisch gelernt in einer Familie, in der keiner lesen und schreiben konnte». Er las Jules Verne und die Geschichten der griechischen Mythologie, «später die arabische und muslimische Literatur, aber in französischen Übersetzungen». Als 24-Jähriger trat er in die Redaktion des *Quotidien d'Oran* ein, zunächst als Reporter für Unglücksfälle und Verbrechen. Sehr schnell bekam er eine tägliche Kolumne, jeweils 3500 Zeichen. In der Sprache der Kolonisatoren schrieb er während zwanzig Jahren über das Regime, das Arabisch als Idiom der selbstbewussten nationalistischen Abgrenzung pflegt und fördert. Während zwanzig Jahren befasste er sich vor allem mit dem Präsidenten Abdelaziz Bouteflika, gegenüber dem er Gefühle der Faszination entwickelte, die ihm selber unheimlich wurden.

«Er ist eine literarische Figur. Ich lebe mit ihm, er zermalmst mich, er ist der schwarze Schatten meiner selbst», sagte Daoud. 2014

## «Der Islamist liebt das Leben nicht», schreibt Daoud, «es ist reine Zeitvergeudung vor dem Tod.»

porträtierte *Libération* Daoud aus Anlass der vierten Wahl Bouteflikas zum Staatspräsidenten: Kamel Daoud sei geschieden, Vater zweier Kinder und könne sich dank der Honorare von renommierten internationalen Zeitungen ein besseres Leben leisten als seine Kollegen in der Stadt Oran, aus der er niemals fortziehen werde.

Kamel Daoud arbeitete damals bereits an seinem literarischen Erstling: Er hat den Roman «Der Fremde» des ebenfalls in Algerien geborenen Nobelpreisträgers Albert Camus aus der Sicht des ermordeten Arabers neu geschrieben. «Der Fall Meursault – eine Gegendarstellung» ist in Frankreich mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnet worden. Die deutsche Übersetzung ist soeben im Verlag Kiepenheuer & Witsch in Köln erschienen.

Der weltweite Durchbruch mochte Daoud in seiner Entscheidung bestärkt haben, den Rückzug aus dem Journalismus zu verkünden. Er begründete ihn mit den feindseligen Attacken französischer Soziologen und Anthropologen, die ihm vorwarfen, er würde «abendländische Klischees» bedienen. Wer wie er von einem «Schock der Kulturen» rede, sei für die «Niederlage des Debattierens» verantwortlich, musste er sich anhören. Daoud «propagiert eine kulturelle Vision der sexuellen Gewalt», weil er sie

kausal mit dem Islam in Verbindung bringe. «Wir brauchen keine sexuelle Nacherziehung», proklamiert etwa der Syrer Mohammed Shaban, der nach Paris geflüchtet ist: «Der Arabische Frühling hat das Verhältnis der Geschlechter verändert», Daoud solle ihn nicht «voreilig begraben».

## «Klima der Einschüchterung»

Vergangene Woche hat *Le Monde* auch noch den deutschen Publizisten Klaus Theweleit, der einst mit seinen faschistoiden «Männerphantasien» Furore machte, interviewt. «Alle deutschen Bahnhöfe sind Treffpunkte der Migranten», sagt Theweleit. «Für einzelne Individuen mag Daoud recht haben», fügt er bei. Aber ausschliesslich auf den Islam will sich Theweleit nicht fokussieren: «Alle grossen Religionen wollen die Kontrolle über den Körper der Frau.»

Inzwischen allerdings wird die Front immer deutlicher. Gegen Daoud sind die linken französischen Intellektuellen, die an ihren antikolonialistischen Positionen und ihrem kulturellen Relativismus festhalten. Mit dem algerischen Schriftsteller bekämpfen sie paradoxerweise die fortschrittlichen Denker des Islam, die sich von ihrer Religion emanzipieren wollen, in der europäischen Aufklärung ein Vorbild ausmachen und grosse Risiken eingehen.

Als «Wachhunde der Fatwa» bezeichnet Pascal Bruckner die Gegner Daouds, dessen Darstellung er als «absolut zutreffend» einstuft. Bruckner hat die Drittweltideologie in «Das Schluchzen des weissen Mannes» angeprangert und fordert seither ein Ende der westlichen Selbstbeichtigungen: Der Kolonialismus sei nicht für die Attentate verantwortlich. Zusammen mit Finkielkraut hatte Bruckner das Nach-achtundsechziger-Kultbuch «Die neue Liebesordnung» geschrieben. Beide gehören zu den «Neuen Philosophen», die sich vom Marxismus abwandten und zum Antitotalitarismus bekehrten – in dessen Namen sie die militärischen Angriffe auf Afghanistan, den Irak, Libyen befürwortet hatten. Bruckner hat die Angriffe inzwischen als Irrtum bezeichnet.

Auch für Fawzia Zouari geht es bei den Attacken gegen Daoud darum, einen Schriftsteller mundtot zu machen, «eine Stimme, wie sie die islamische Welt so sehr braucht». Die Philosophin Chantal Delsol spricht von einem «Klima der Einschüchterung», das sie an den «Meinungsterror im Kalten Krieg der Kommunisten gegen alle Nichtkommunisten erinnert».



*Genialer Chronist:* Kamel Daoud.

Mitten in die Debatten platzte ein sensationelles Urteil aus Oran. Im Dezember 2014 hatte der weitgehend unbekannte Kamel Daoud im französischen Fernsehen seinen «Fall Meursault» vorstellen können – einen Monat vor den Anschlägen auf *Charlie Hebdo*. Danach sprach der algerische Imam Abdelfattah Hamadache auf Facebook eine Fatwa gegen den Schriftsteller aus. Der Salafist hatte der Islamischen Heilsfront angehört, deren Terror in den neunziger Jahren 200 000 Todesopfer gefordert hatte. Von den algerischen Behörden forderte er ein Todesurteil gegen den «Feind des Islam wie der arabischen Sprache».

Der Schriftsteller ging vor Gericht, das im März sein Urteil verkündete: Abdel Fattah Hamadache wurde zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt, drei davon muss er im Knast absitzen. Der algerische Journalistenverband hat das Verdikt als Sieg der Meinungsfreiheit über die religiösen Verbote kommentiert. Kamel Daoud selber wollte sich nicht öffentlich äussern. Experten allerdings

fürchten, dass die Regierung noch immer nicht gewillt ist, die Hassprediger endgültig zum Schweigen zu bringen. Hamadache will Berufung einlegen.

#### **Algeriens Lieblingsfeind**

Doch die Ära Bouteflika geht unweigerlich zu Ende. Der Präsident hatte einen Schlaganfall und tritt kaum mehr in der Öffentlichkeit auf. Immer wieder gibt es Gerüchte, laut denen er im Ausland behandelt werde, in Grenoble oder auch in der Schweiz. Das Magazin *Jeune Afrique* zählt Kamel Daoud zu den fünfzig einflussreichsten Algeriern, die bei der Gestaltung der Zukunft eine wichtige Rolle spielen werden. Der inzwischen weltweit bekannte Schriftsteller gilt als bedeutendster Vertreter von Kultur und Zivilgesellschaft, der von Algerien ein «modernes, dynamisches und internationales Image» zu vermitteln in der Lage sei. Die *New York Times* hat seinen Roman auf die Liste der hundert wichtigsten Bücher des Jahres gesetzt.

Von seinem Rücktritt vom Journalismus ist Daoud bereits wieder abgekommen. Fast täglich kann man auf dem Portal [Impact24.info](http://Impact24.info) seine Kommentare lesen. Am 30. März schrieb er über die Attentate von Brüssel sowie die gegenseitige Faszination von Nord und Süd und die Hassliebe zwischen der arabischen und der frankofonen Welt unter dem Titel «Die Taubheit der Zweisprachigkeit». Im neuen Algerien geht dem genialen Chronisten der Lieblingsfeind verloren. Den islamischen Fanatikern aber wird Kamel Daoud erhalten bleiben.

Das Gericht kann eine Fatwa bestrafen, jedoch nicht stoppen. Jahrelang musste Salman Rushdie wegen Chomeinis Fluch im Untergrund leben. Nach den Karikaturisten von *Charlie Hebdo* erscheint Kamel Daoud als begehrteste Trophäe im Fadenkreuz der Terroristen.

Jürg Altwegg ist Frankreich-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Er lebt in Genf.

# Wünsche projizieren

Von Thilo Sarrazin — Wie man es auch dreht und wendet: Weder geistig noch praktisch ist in der deutschen Flüchtlingspolitik eine Konzeption zu erkennen.



Die letzten Wochen brachten zwei einschneidende Ereignisse, die zu Wendepunkten der deutschen (und europäischen) Gegenwartsgeschichte werden können: Die Alternative für Deutschland (AfD) zog mit zweistelligen Ergebnissen in drei weitere deutsche Landtage ein. In Sachsen-Anhalt und Baden-Württemberg wurde sie zur zweitgrössten Partei, in Rheinland-Pfalz gewann sie mehr Stimmen als Grüne und FDP zusammen, und das bei einer ungewöhnlich hohen Wahlbeteiligung. In der alles beherrschenden Flüchtlingsfrage nahmen viele Bürger offenbar CDU, SPD, Grüne und Linke als Meinungskartell wahr und wählten die einzige Partei, die eine andere Flüchtlings- und Einwanderungspolitik forderte.

Die nächsten Monate werden zeigen, ob sich die noch ganz unfertige AfD zu einer konservativen Volkspartei fortentwickelt und die Abgrenzung zum rechten Rand bewältigt. Sie werden aber auch zeigen, ob die anderen Parteien die Botschaft dieser Wahlen verstanden haben. Viele erste Reaktionen lassen daran zweifeln. Die vorherrschende Analyse der Etablierten war, dass 75 bis 85 Prozent der Wähler die AfD nicht gewählt hätten, und dieser Umstand sei als überwältigende Zustimmung zur Flüchtlingspolitik der Bundesregierung zu deuten. Insbesondere Angela Merkel tat so, als sei das Wahlergebnis für die Politik ihrer Bundesregierung ohne Belang. Wie immer war es in der Union Horst Seehofer, der als einziger führender Politiker widersprach. Aber dieser Widerspruch hat von Mal zu Mal eine schwächere Wirkung, da er offenbar nicht zu Handlungen führt.

Entlastung erfuhr die Bundesregierung von den grössten Feinden ihrer Flüchtlingspolitik: Die von Österreich und den Balkanstaaten gemeinsam ins Werk gesetzte Schliessung der Balkanroute führte zu dramatisch sinkenden Ankunftsanzahlen. Kurz vor Ostern gab es tatsächlich einige Abende, bei denen die Flüchtlinge nicht der Aufmacher der TV-Nachrichten waren. Gute Menschen in verantwortlichen Ämtern konnten sich so einen schlanken Fuss machen: Das Sinken der Flüchtlingszahlen sorgte für die nötige Entspannung, gleichzeitig musste man die Willkommenskultur nicht in Frage stellen.

Das zweite einschneidende Ereignis war der EU-Flüchtlingsgipfel mit der Türkei. Er liess

zwar zahlreiche Fragen offen, aber der Kern der Vereinbarung bringt auch grosse Bewegung: Falls Griechenland künftig wirklich alle neuankommenden Flüchtlinge in die Türkei zurückschickt, wird sich bald niemand mehr auf diese Flüchtlingsroute begeben. Ein Erfolg dieses Teils der Vereinbarung würde bedeuten, dass ihr anderer Teil leerläuft: Wenn nur noch wenige Flüchtlinge von der Türkei nach Griechenland gehen, werden auch nur wenige zurückgenommen, und entsprechend gering ist die Zahl anderer Flüchtlinge, die die Türkei dann als Kompensation an Europa weitergeben kann.



Offenbar fährt sie auf Sicht: Angela Merkel.

Das wiederum ist in anderer Hinsicht gut: Denn auf dem Flüchtlingsgipfel wurde offenbar nicht der Versuch unternommen, sich auf einen Verteilungsmodus für Flüchtlinge und illegale Einwanderer im Schengen-Raum zu einigen. Solch eine Einigung bleibt aber die Voraussetzung dafür, dass das Schengen-System überhaupt langfristig funktionieren kann.

Ein grosser Teil der Schengen-Staaten hat grundsätzliche Vorbehalte gegen die weitere Aufnahme von Flüchtlingen und illegalen Einwanderern. Das gilt nicht nur für die Länder Osteuropas, sondern auch für Staaten wie Frankreich und Belgien. Die Integration der dortigen Muslime ist nur teilweise gelungen. Aus ihrer Gruppe stammen die Terroranschläge, die beide Länder so erschüttert haben. Durch die in den letzten Wochen offengelegten Verbindungen wurde zudem deutlich, dass die Terror-

frage von der Flüchtlingsfrage nicht sinnvoll getrennt werden kann. Das wissen auch die Geheimdienste, aber in den Köpfen der Menschen ist das Durcheinander grösser. Zwangsläufig werden jene politischen Gruppierungen gestärkt, die gegenüber Einwanderung aus dem islamischen Kulturkreis kritisch sind.

Setzen wir einmal voraus, dass Angela Merkel am Kern ihrer Flüchtlingspolitik festhalten möchte. Dieser besteht offenbar darin, dass weiterhin grosse Zahlen kommen dürfen, nur eben geordnet und in einem abgestimmten Verfahren auf die Schengen-Staaten verteilt. Wen hätte sie noch als Verbündeten? Die skandinavischen Staaten und Österreich nicht mehr, bestimmt auch Frankreich und Belgien nicht. Die Länder Osteuropas und des Balkans hatte sie noch nie. Es bleiben die Niederlande, die Schweiz und Italien. Letzteres lässt aber sowieso alle Flüchtlinge nach Norden weiterreisen, und es wollen ja auch nur wenige dort bleiben, weil die Sozialleistungen so schlecht sind. Schlussfolgerung: Entweder Deutschland nimmt weiter das Gros der Flüchtlinge und illegalen Einwanderer nach Europa auf, oder es ändert seine Willkommenskultur. Das Abkommen mit der Türkei könnte ein Einstieg dazu sein. Aber ist es das wirklich? Das weiss vermutlich Angela Merkel selber nicht. Offenbar fährt sie auf Sicht. Nie wird sie bekennen, dass sie falsch handelte, als sie im letzten Jahr die Grenzen öffnete.

Durch das Türkei-Abkommen ist bis zum Sommer Zeit gewonnen. Auf seinen Erfolg können alle jene Deutschen ihre Wünsche projizieren, die von ihren Illusionen noch keinen Abschied nehmen möchten. Bis zum Sommer wird sich gezeigt haben, dass auch bei einem Erfolg des Abkommens genügend Flüchtlingsrouten über das Mittelmeer offen bleiben. Die Schlepper orientieren sich schon um.

Bis zum Sommer werden wir auch wissen, ob der Preis akzeptabel ist, den Europa für das Abkommen zahlt: Die Türkei möchte die Visafreiheit für ihre Bürger. Um diese zu erlangen, dienen die Flüchtlinge als Druckmittel. Visafreiheit könnte aber die nächste grosse Flüchtlingswelle bedeuten: 30 Prozent der türkischen Bürger sind kurdischer Herkunft. Gegen diese grosse Minderheit führt Erdogans Regierung Krieg. Die kurdischen Verfolgten und Opfer dieses Krieges hätten es künftig sehr einfach, wenn sie in Europa Asyl beantragen wollten: Sie müssten nur mit einem gültigen Personalausweis ein Flugzeug besteigen, und ihre Asylgründe wären mindestens so gut wie bei zahlreichen Eritreern, Afghanen und Syrern. Hat Angela Merkel diese Konsequenzen der Visafreiheit für die Türkei bedacht? Wie man es auch dreht und wendet, weder geistig noch praktisch ist in der deutschen Flüchtlingspolitik eine Konzeption zu erkennen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Hochschulen

## Anleitung zum Mittelmass

An Schweizer Universitäten gebe es zuwenig kreative Geister, behauptete die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe. Dabei ist es gerade das Schielen auf Rankings, das unkonventionelle Denker vertreibt und langweilige Vielpublizierer fördert.

Von Mathias Binswanger

Vor kurzem durfte die interessierte Öffentlichkeit wie jedes Jahr die neuesten Zahlen des QS-Rankings zur Kenntnis nehmen. Darin werden Universitäten weltweit anhand von verschiedenen Kriterien miteinander verglichen, und dann wird eine Rangliste erstellt. Die ETH in Zürich und die ETF in Lausanne schnitten dabei mit den Plätzen 9 und 14 sehr gut ab, aber die Schweizer Universitäten landeten mehrheitlich im Hintertreffen. Dies hat vor einer Woche bereits Philipp Gut in einem Artikel hier in der *Weltwoche* festgestellt und mit «Schweizer Mittelmass» betitelt. Ein wesentlicher Grund für dieses Mittelmass, so hiess es in dem Artikel, seien die hierzulande durch Lehrstühle dominierten Unis, wo Konformismus herrsche und «kreative Geister und produktive Unruhestifter die Exil-Option wählen würden». In angelsächsischen Top-Universitäten sei das hingegen anders. Dort sei «der Typus des schöpferischen Querdenkers weit verbreitet».

### Das Glück der ETH

Schön wär's. Auch an den meisten Top-Universitäten im angelsächsischen Sprachraum muss man lange suchen, bis man auf einen schöpferischen Querdenker stösst. Originelle Denker sind nicht der Grund für das grossartige Abschneiden von amerikanischen Elite-Unis beim QS-Ranking, bei dem der Inhalt der Forschung nicht die mindeste Rolle spielt. Häufig sind US-Unis gerade die eigentlichen Brutstätten von Monokulturen, die wir in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen beobachten können.

Schauen wir uns das QS-Ranking einmal genauer an. Den prozentmässig weitaus grössten Teil des QS-Rankings macht mit 40 Prozent die akademische Reputation aus. Diese wird ermittelt anhand von einer weltweit durchgeführten Umfrage unter Akademikern. Da ist schon einmal klar, dass an der Spitze immer die üblichen Verdächtigen stehen: MIT, Harvard, Stanford, Cambridge, Oxford et cetera. Diese Universitäten sind dafür berühmt, berühmt zu sein, so wie das auch bei Paris Hilton oder, in der deutschen Version, bei Daniela Katzenberger der Fall ist. Wenn man deshalb Akademiker fragt, was eine Top-Uni ist, dann kommen ihnen verständlicherweise einfach die Namen von allgemein bekannten Top-Universitäten in den Sinn, ohne genau zu wissen,

warum diese eigentlich top sind. Die ETH hat das grosse Glück, auch zu diesem illustren Kreis elitärer Universitäten zu gehören, und ist in Europa schon aus diesem Grund immer ganz vorne dabei.

Weitere wichtige Indikatoren mit einem Anteil von 20 Prozent am Ranking sind die Anzahl der an einer Universität beschäftigten Akademiker im Vergleich zur Anzahl der Studierenden und die Anzahl der Zitationen der in Fachzeitschriften veröffentlichten Artikel über einen bestimmten Zeitraum. Insgesamt beruhen 60 Prozent des Rankings (akademische Reputation, Anzahl der Zitationen) auf einer elfenbeinturminternen Beurteilung von Akademikern durch Akademiker. Andere Rankings von Universitäten wie etwa das bekannte Shanghai-Ranking stützen sich sogar noch stärker auf messbare bibliometrische Daten wie Publikationen und Zitationen in Top-Journals. Das Prinzip ist letztlich immer dasselbe: Man muss vor allem in der eigenen Wissenschaftsdisziplin ein Vielpublizierer und Vielzitatierter sein, um einen Beitrag zum Ranking einer Universität zu leisten.

Wie kommt man aber zu Publikationen und Zitationen in angesehenen Journals des eige-

nen Fachbereichs? Die wichtigsten Prinzipien lauten: Anpassung an den Mainstream und keine etablierten Theorien oder Modelle in Frage stellen. Alle eingereichten Artikel durchlaufen in wissenschaftlichen Zeitschriften zunächst einmal ein Peer-Review-Verfahren, bei dem die Artikel durch Champions der jeweiligen Wissenschaftsdisziplin evaluiert werden. Einem jungen Wissenschaftler bleibt unter diesen Umständen gar nichts anders übrig, als sich den in Top-Journals vertretenen Mainstreamtheorien anzuschliessen und sich der gerade in Mode befindenden empirischen Verfahren zu bedienen. Nur so hat er eine Chance, später genügend Publikationen vorzuweisen, um

---

Diese Universitäten sind dafür berühmt, berühmt zu sein, so wie das bei Paris Hilton der Fall ist.

---

dann irgendwann als Professor wählbar zu sein. Durch diesen Anpassungsdruck wird gerade durch Top-Zeitschriften der wissenschaftliche Fortschritt häufig behindert statt gefördert. Publikationen und Zitationen in den Top-Zeitschriften sind aber wiederum entscheidend für das Ranking einer Universität.

Schlecht ist es auch, wenn man sich in der Forschung mit lokalen und für die Schweiz relevanten Themen beschäftigt. Dies trägt wenig zum internationalen Ansehen unter ausländischen Fachkollegen bei. Am besten, man behandelt auch in der Schweiz Themen, die an den amerikanischen Unis en vogue sind, denn bekanntlich sind die meisten Top-Journals dort beheimatet.

Gerade das immer stärkere Schielen auf Rankings vertreibt also originelle Querdenker und fördert stattdessen fleissige, technisch versierte, aber wenig originelle Vielpublizierer. In vielen wissenschaftlichen Artikeln, welche die Exzellenzrankings in die Höhe treiben, könnte auch das Gegenteil dessen «bewiesen» werden, was tatsächlich «bewiesen» wird, und niemand ausserhalb der Wissenschaftswelt würde davon je etwas merken. Es ist so oder so irrelevant.

Mathias Binswanger ist Ökonom und Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten sowie Privatdozent an der Universität St. Gallen.



Brutstätten von Monokulturen: Harvard.



Perfektionistin der Niedlichkeit: «Down in the Garden» von Fotografin Anne Geddes.



## Quietschfidel

Von Claudia Schumacher

Oh, wie er sich freut, der kleine, dicke Liebling. Niedlich bis zum Gehnichts mehr sieht er aus in seinem bekloppten Seerosen-Outfit. Wahrscheinlich sitzt es sich auch sehr lustig zwischen den grünen Blättern, und bestimmt hat die Fotografin nicht vergessen, dem bezaubernden Kleinstmodel zur Steigerung der Behaglichkeit auch das Wasser aufzuwärmen.

Lange bevor das Internet sich totlachte wegen des Kätzchens, das Skateboard fährt, des kleinen Mopses, der panisch die Augen aufreißt, oder des Quartetts von Menschlingen, die nacheinander und unaufhörlich in Babygekicher ausbrechen, wusste Anne Geddes, die wohl erfolgreichste Babyfotografin der Welt, das Kindchenschema für ihre Arbeit erfolgreich und maximal auszureizen. Mit einer ihrer bekanntesten Arbeiten, «Down in the Garden», feiert sie in diesem Jahr das 20-Jahre-Jubiläum.

### Babys in Blumentöpfen

Die Australierin, die mit Mann und vier Kindern in Neuseeland lebt, hat mit Babys und Kleinkindern schon viele seltsame Dinge gemacht, welche vor allem Frauen verzaubern, die ihre Fotobücher, Kalender und Postkarten kaufen. Sie hat Babys in Blumentöpfe gesetzt. Sie hat sie unter Wasser in Meeresbewohner-Outfits fotografiert. Sie hat sie in Käsetuch eingewickelt und an eine Stange gehängt, als Feen und Schmetterlinge verkleidet oder auch als Kohlsalat. Oft sind die Winzlinge bei den Shootings eingeschlafen. Auch daraus entstanden Bilder. Schaut man sich Making-of-Videos an, wundert man sich, wie Geddes angesichts ihrer Gegenüber ernst und konzentriert hinter der Kamera bleiben kann. Manchmal geht sie nochmals rüber, zupft eine Stofffalte am Baby zurecht. Eine Perfektionistin der Niedlichkeit.

1996 verhalf ihr «Down in the Garden» zu internationaler Beachtung: Bilder von Babys in Erbsenhüllen oder als Melonen verkleidet; auch die Babys in Blumentöpfen stammen aus dieser Serie. Geddes wird in diesem Jahr sechzig, der Kinderfotografie ist sie aber nicht müde. Dabei nimmt sie sich mitunter auch ernsterer Themen an. Vor ein paar Jahren wurden in einer Ausstellung Geddes-Bilder gezeigt, auf denen Kinder zu sehen waren, die gerade eine Meningitis überstanden hatten. Ein Teil vom Vermögen der Fotografin fließt in Kinderschutzprojekte. Auf ihrer Website sucht sie momentan Models für ihre nächste Arbeit: «We're looking for babies to be part of an upcoming shoot in New York!»

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Peter Stamm:** Weit über das Land (S. Fischer)
- 2 (4) **Nicholas Sparks:** Wenn du mich siehst (Heyne)
- 3 (2) **Harlan Coben:** Ich schweige für dich (Goldmann)
- 4 (3) **John Irving:** Strasse der Wunder (Diogenes)
- 5 (7) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (Wunderlich)
- 6 (5) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung – Der Grenzenlose (DTV)
- 7 (–) **Catalin Dorian Florescu:** Der Mann, der das Glück bringt (Beck)
- 8 (–) **Charles Lewinsky:** Andersen (Nagel & Kimche)
- 9 (8) **John Grisham:** Der Gerechte (Heyne)
- 10 (10) **Tommy Jaud:** Sean Brummel – Einen Scheiss muss ich (Fischer)

### Sachbücher

- 1 (1) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (Fona)
- 2 (2) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden für Anfängerinnen (Wörtersch)
- 3 (–) **Lisbeth Herger:** Unter Vormundschaft (Hier und Jetzt)
- 4 (3) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 5 (4) **Michael Schmieder, Uschi Entenmann:** Dement, aber nicht bescheuert (Ullstein)
- 6 (10) **Jamie Oliver:** Jamies Superfood für jeden Tag (Dorling Kindersley)
- 7 (5) **Antje Krause:** Trick 17 – Garten & Balkon (Frech)
- 8 (–) **Ella Woodward:** Deliciously Ella – Für jeden Tag (Berlin)
- 9 (9) **Fern Green:** Super Smoothies – Die besten Detox-Drinks (Dorling Kindersley)
- 10 (7) **Peter Wohlleben:** Das geheime Leben der Bäume (Ludwig)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Lars Gustafsson

Am 17. Mai wäre der schwedische Schriftsteller Lars Gustafsson achtzig geworden. Niemand hätte geglaubt, dass er dieses Alter nicht erreichen würde, so vital erschien er bis vor kurzem. Seit Februar 2016 liegt sein Roman «Doktor Wassers Rezept» auf Deutsch vor, ein munteres Verwirrspiel über Identität und Nicht-Identität, Selbst- und Fremdbestimmung, ein Hochstapler-Roman, autobiografisch grundiert, durchsetzt mit reichlich Erotik, dem Antidot gegen den Verfall. Zuletzt schrieb er mir am 9. März: «Bin zur Zeit krank. Alles Gute. Einen Text habe ich im Kopf.» Er hatte mir versprochen, ein Nachwort zu meiner «Apokalypse»-Übersetzung zu formulieren. Nun ist ihm die eigene Apokalypse zuteil geworden. Kurt Steinmann

## Subventionen

# Seien Sie erfolglos!

Der Bund verteilt jährlich mehrere Millionen Franken an Künstler in Form von Preisen. Wollen Sie auch einmal 25 000 Franken oder mehr erhalten? Eine Anleitung zum sicheren Gewinn. Von Rico Bandle

Es war das grosse Staunen vor zwei Wochen, als in Zürich mit viel Pomp die Schweizer Filmpreise verliehen wurden. Die Schweiz hatte ein höchst erfreuliches Filmjahr hinter sich, mit «Schellen-Ursli» und «Heidi» lockten endlich wieder zwei einheimische Produktionen die Massen ins Kino – doch die beiden Filme waren für die Hauptkategorien «Bester Spielfilm» und «Bestes Drehbuch» gar nicht erst nominiert worden. Die beiden Überflieger des Jahres kamen bloss auf eine einzige Auszeichnung in einer Nebenkategorie, Felix von Muralt («Schellen-Ursli») erhielt den Preis für die «Beste Kamera», Konkurrent «Heidi» – mittlerweile der meistgesehene Film der Schweizer Kinogeschichte – ging leer aus.

Den Grossteil der Preise erhielten Personen und Filme, die ausserhalb der Szene unbekannt sind – obschon die aufwendige Preisverleihung im Schweizer Fernsehen übertragen wurde und eigentlich das grosse Publikum ansprechen sollte. Erstaunt hat die eigenartige Wahl der Sieger trotzdem niemanden: Bei den Preisverleihungen des Bundesamts für Kultur gelten ganz eigene Regeln, auch in den anderen Sparten.

Über 100 Künstler oder Gruppen zeichnet der Bund jedes Jahr aus. Die Preise sind hochbegehrt, nicht etwa weil sie Kulturminister Alain Berset jeweils persönlich überreicht, sondern weil sie grosszügig dotiert sind. In der Regel gibt es für jeden Gewinner 25 000 Franken, manchmal auch 40 000 oder 100 000 Franken.

Die Frage ist bloss: Wie kommt man am besten an das Geld? Falls Sie Ambitionen haben, sollten Sie die folgenden sechs Punkte beachten.

**1. Seien Sie erfolglos** — Ausgezeichnet als bester Schweizer Spielfilm wurde dieses Jahr ein Streifen namens «Köpek». Kennen Sie nicht? Kein Wunder, der Film lockte bloss 3710 Leute ins Kino. Zum Vergleich: «Heidi» und «Schellen-Ursli» erreichten beide mehr als 400 000 Besucher. Bei den Literaturpreisen sieht es nicht anders aus. Von den meisten der neun Gewinner in diesem Jahr haben selbst lesefreudige Personen nie etwas gehört. Immerhin kam auch die gefeierte Autorin Monique Schwitler in die Kränze, die fast jeden Preis gewann, den es letztes Jahr zu gewinnen gab. Dass die beim Publikum beliebten Autoren Martin Suter, Franz Hohler oder Eveline Hasler keine Chance auf einen Preis hatten,

versteht sich von selbst. Das Argument: «Die Erfolgreichen brauchen das Geld auch nicht», stimmt natürlich; doch wenn man populäre Künstler prinzipiell ausschliesst, dann müsste man vom Anspruch wegkommen, herausragende Leistungen auszuzeichnen, sondern die Preise umbenennen in «Unterstützungsbeitrag für ambitionierte Künstler».

**2. Seien Sie Teil einer Minderheit** — Dass den Sprachminderheiten, insbesondere den Rätoromanen, die Geldfördertöpfe besonders weit offenstehen, ist eine altbekannte und kaum umstrittene Schweizer Eigenheit. Beim Bundesamt für Kultur hat man aber auch ein Herz für alle anderen Minderheiten. Letztes Jahr wurde der Schwulenfilm «Der Kreis» als «Bester Spielfilm» ausgezeichnet, dieses Jahr mit «Köpek» ein Film der schweizerisch-türkischen

In der Arbeit einer Grafikerin erkennt die Jury «innovative Settings, die den kreativen Output potenzieren».

schen Regisseurin Esen Isik. Dass im Film Türkisch gesprochen wird und er in Istanbul spielt, war womöglich gar mit ein Grund, dass ihn die Jury zum besten Schweizer Film wählte. Auch in den anderen Sparten haben Minderheiten beste Chancen auf einen Preis, vorausgesetzt, dass sie ihre Andersartigkeit auf irgendeine Weise problematisieren.

**3. Berichten Sie von innerer Zerrissenheit** — Wenn Sie zu einer Minderheit gehören, so erzählen Sie eine Geschichte über die Zerrissenheit zwischen den Kulturen, über die schwierige Identitätsfindung in der Fremde. Nicht fehlen darf dabei die Schilderung der emotionalen Kälte der Mehrheitsgesellschaft, die es dem Protagonisten schwermacht, sich heimisch zu fühlen. Dieses bewährte Rezept auf fast schon satirische Weise auf die Spitze getrieben hat die tschechischstämmige Autorin Irena Brezná, die vor einigen Jahren eine furiose Schimpftirade gegen ihre Schweizer Wahlheimat veröffentlichte («Die undankbare Fremde»). Prompt erhielt sie dafür 2012 den mit 25 000 Franken dotierten Eidgenössischen Literaturpreis. Selbst bei der bildenden Kunst ist dieses Thema ein Preisgarant. Letztes Jahr erhielt eine Künstlerin einen der Swiss Art Awards (so heissen die Kunstpreise des Bundes), die in einem Video Frauen befragte, wie





«Innovation und Stärke»: Männerröcke von Mikael Vilchez.

sie die Reise in ein fremdes Land erlebt hätten. «Sie sprechen dabei nicht nur über ihre Begegnungen mit buddhistischen Mönchen, sondern auch über ihr eigenes Verhalten angesichts der kulturellen Differenz», heisst es in der Broschüre des Bundesamts für Kultur.

**4. Seien Sie Teil der Szene** — Die Schweizer Kulturszene ist klein, in den einzelnen Bereichen kennt jeder jeden. Jurymitglieder und Ausgezeichnete sind oft irgendwie miteinander verbunden. Ein Beispiel: In der Jury für die Schweizer Theaterpreise sitzt SRF-2-Redakto-

rin Kaa Linder, die auch die Mutter der Kinder von Schriftsteller Lukas Bärfuss ist. Dieses Jahr erhält die Direktorin des Schauspielhauses Zürich, Barbara Frey, eine der mit 30 000 Franken dotierten Auszeichnungen. Frey hat Bärfuss am Schauspielhaus zu einer Anstellung als Dramaturg verholfen. Solche Verquickungen gibt es unzählige, sie sind auch kaum vermeidbar. Ist die Verbindung zu offensichtlich,

### Hilfreich sind auch Beziehungen zu Journalisten, am besten zu ausländischen.

tritt der Juror bei der entsprechenden Wahl in den Ausstand, manchmal aber auch nicht; eine Beeinflussung ist so oder so nicht auszuschliessen. Was Willkür und Vetternwirtschaft begünstigt: Gegen Preisvergaben kann, anders als bei ordentlichen Subventionsentscheidungen, nicht rekuriert werden, die Auswahl erfolgt nach subjektiven Kriterien. Hilfreich sind auch Beziehungen zu Journalisten, am besten zu ausländischen: Eine positive Erwähnung im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und in der *Zeit* – und Sie haben einen Preis schon fast auf sicher.

**5. Entwerfen Sie Männerröcke** — Die grösste Preisflut gibt es im Bereich Design. Rund zwanzig Designer können sich jedes Jahr über 25 000 Franken freuen, zwei bis drei über gar 40 000 Franken. Nach welchen Kriterien die Gewinner ausgewählt werden, bleibt schleierhaft. Jedenfalls gibt sich die Jury mit dem hochtrabenden Titel «Eidgenössische Designkommission» in der Begründung äusserst Mühe bei der Formulierung wohlklingender Plattitüden: So lobt sie im Fall einer Serie vorwiegend unscharfer Fotos, dass diese «die Bedingungen des Visuellen» reflektierten; in der Arbeit einer preisgekrönten Grafikerin erkennt die Jury «innovative Settings, die den kreativen Output potenzieren», und ein Designer von Männerröcken beweise mit seiner neuen Kollektion «Innovation und Stärke».

**6. Haben Sie Geduld** — Das Gute an der Preisflut ist: Die Wahrscheinlichkeit, dass auch Sie früher oder später an die Reihe kommen, ist ziemlich gross – sofern Sie sich ansatzweise an die obengenannten Empfehlungen halten. Wenn jedes Jahr zehn Autoren einen Schweizer Literaturpreis erhalten, sind das nach zehn Jahren bereits hundert. Die Schweiz hat aber kaum so viele Schriftsteller, die diese Berufsbezeichnung auch verdienen. Ähnlich schaut es bei den anderen Kategorien aus: Schon bald dürfte es für die eidgenössischen Juroren eine Herausforderung sein, Künstler zu finden, die sie noch nicht ausgezeichnet haben.

# Heiliger Furor

Der Fanatismus der Anschläge, die heute im Namen des Islam verübt werden, hat seine Wurzeln in den drei monotheistischen Religionen. Auch in Judentum und Christentum gibt es heilige Krieger, allerdings deutlich weniger als bei den Dschihadisten. *Von Jonathan Kirsch*

«Tötet sie. Gott wird die Seinen erkennen.» Diese fanatischen Worte könnten die Männer des Todeskommandos ausgerufen haben, die das Blutbad im «Bataclan» in Paris anrichteten, oder die Islamisten, die das «Radisson Blu»-Hotel in Mali angriffen, oder die Terroristen, die in Ankara einen Anschlag mit Dutzenden Toten verübten, hinter dem möglicherweise der Islamische Staat stand. Tatsächlich war es Arnaud Amalric, der Abt von Cîteaux, der diese Worte im Jahr 1209 während des Kreuzzugs gegen Katharer im Languedoc sprach. Initiator des Massakers war Papst Innozenz III. (der zuvor schon zum Vierten Kreuzzug zur Rückeroberung Palästinas aufgerufen hatte), die Opfer waren Angehörige einer Sekte, die sich als wahre Christen betrachteten.

«Zum ersten Mal in Europa rief ein Papst Christen dazu auf, andere Christen zu töten», schreibt die Historikerin Karen Armstrong in ihrem Buch «Holy War: The Crusades and Their Impact on Today's World». «Innozenz schuf einen Präzedenzfall für eine neue Form von heiligem Krieg, der sich in Europa zu einer unheilbaren Krankheit entwickeln sollte.»

Diese düstere Geschichte lädt dazu ein, sich mit den theologischen Wurzeln des radikalen Islam zu beschäftigen, auf den sich Salafisten und fundamentalistische Dschihadisten berufen, also jene selbsternannten Gotteskrieger, die sich als Hüter des einzig wahren muslimischen Glaubens verstehen. Der Fanatismus der brutalen Anschläge, die im Namen des «einzig wahren» Islam mit Kalaschnikows und Sprengstoffgürteln verübt werden, wurzelt in den vorislamischen monotheistischen Religionen und wird in deren heiligen Schriften, an denen alle drei Religionen festhalten, sanktioniert, auch wenn dies heute von Christen und Juden gern übersehen wird.

## Gefährliche und destruktive Ideen

«[...] durch Machtproben, [...] durch Krieg und durch seine mächtige Hand und durch seinen ausgereckten Arm und durch grosse Schrecken [...]» (5. Mose 4, 34) – so wird Gott die Israeliten aus Ägypten nach Kanaan führen. «Von heute an will ich Furcht und Schrecken vor dir auf alle Völker unter dem ganzen Himmel legen, damit, wenn sie von dir hören, ihnen bange und weh werden soll vor deinem Kommen» (5. Mose 2, 25). Was laut Bibel als Eroberungskrieg in Kanaan beginnt, verwandelt sich in einen Vernichtungskrieg. Gott befiehlt den Israeliten: «Aber in den Städten dieser Völker [...] sollst du nichts

leben lassen [...]» (5. Mose 20, 16f.). Moses berichtet, dass die Befehle getreu ausgeführt wurden: «Da nahmen wir [...] alle seine Städte ein und vollstreckten den Bann [...] an Männern, Frauen und Kindern und liessen niemand übrig bleiben» (5. Mose 2, 34).

Ein ähnliches Schreckensszenario findet sich in der Offenbarung, dem letzten Buch des Neuen Testaments, wo am Ende nur die Rechtgläubigen verschont werden und alle anderen in einem «Pfuhl von Feuer und Schwefel gequält werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit» (Offb 20, 10). Hier sehen wir nicht den barmherzigen Jesus, sondern einen berittenen Krieger, angetan «mit einem Kleide, das mit Blut besprengt war» und «ein[em] scharfe[n] Schwert, dass er damit die Völker schlage»; und einen Engel, der «allen Vögeln zu[r]ief, die hoch am Himmel fliegen: Kommt, versammelt euch zu dem grossen Mahl Gottes und esst das Fleisch [...] aller Freien und Sklaven, der Kleinen und der Grossen!» (Offb 19, 15; 17f.).

Auch das barbarische Zerstörungswerk, das Dschihadisten an unersetzlichen antiken Stätten verübt haben, stützt sich auf religiöse Schriften. Im Jahr 2001 beispielsweise spreng-



«So viel Qual und Leid»: IS-Kämpfer in Rakka.

ten die Taliban zwei monumentale Buddha-Statuen, die vor 1400 Jahren in die Felsen von Bamiyan gehauen worden waren. Der Mullah, der den Befehl gab, erklärte: «Wir zerstören die Statuen in Übereinstimmung mit dem islamischen Recht.» Und unlängst zerstörten Kämpfer des sogenannten Islamischen Staats die antiken Tempel von Palmyra. «Wir zerstören die Götzenbilder, die die Ungläubigen angebetet haben», erklärte ein IS-Kommandant.

Die Zerstörung sakraler Kunstwerke ist jedoch keine Erfindung des Islam. Schon in der Bibel wird ausdrücklich dazu aufgerufen. «Du sollst dir keine gegossenen Götterbilder machen» (2. Mose 34, 17). Und an anderer Stelle be-

fehlt Gott seinem auserwählten Volk: «[...]sondern ihre Altäre sollst du umstürzen und ihre Steinmale zerbrechen und ihre heiligen Pfähle umhauen» (2. Mose 34, 13). Der Verfasser der Offenbarung spricht von «goldenen, silbernen, ehernen, steinernen und hölzernen Götzen», die der Verdammnis anheimfallen (Offb 9, 20). Unter Berufung auf diese Bibelstellen propagierten christliche Bilderstürmer, ob byzantinische Herrscher oder protestantische Reformatoren, die Zerstörung von Kunstschätzen, die Kirchen und Kathedralen in ganz Europa schmückten. Im Zentrum dieser gefährlichen und destruktiven Ideen steht die Auffassung, dass es nur einen wahren Glauben gibt und alle anderen Glaubensrichtungen falsch, ja sogar sündhaft sind und bestraft werden müssen. Diese Auffassung gehört zu den Grundwerten des Monotheismus.

## «Mutter der Hurerei»

In deutlichem Gegensatz dazu steht die religiöse Toleranz des klassischen Heidentums – im alten Rom konnte man zu allen möglichen Göttern und Göttinnen beten, von denen man sich Hilfe versprach. Die heidnische Welt war gewiss kein Paradies. Frauen und Kinder erobelter Länder wurden genauso behandelt wie Sklaven und Vieh, als Beute, die dem Sieger zufiel. Doch in religiöser Hinsicht war das Heidentum sehr viel toleranter, als wir es im Religionsunterricht gelernt haben.

Die Römer hatten alle möglichen Praktiken aus der gesamten antiken Welt zusammengetragen – aus Ägypten den Isis-Kult, aus Persien den Mithras-Kult, aus Kleinasien die Verehrung der Kybele, der Grossen Mutter, und sogar Jahwe gehörte dazu, die Gottheit, die in der fernen Provinz Judäa angebetet wurde. Praetextatus, ein namhafter Senator im spätantiken Rom, bezeichnet sich selbst als «Oberpriester, Priester der Vesta und des Sol, Priester des Herkules, Eingeweihter in die dionysischen und Eleusinischen Mysterien, Priester und Tempelaufseher der Kybele und *pater patrum* [im Mithras-Kult]». Und es verrät einiges über die Weltoffenheit im alten Rom, dass Praetextatus gegenüber dem Papst scherzhaft bemerkte, er überlege, «sich taufen zu lassen, weil dann die Chance besteht, Bischof von Rom zu werden».

«Wen interessiert es, auf welche Weise ein jeder die Wahrheit erforscht?», sagt Symmachus, heidnischer Präfekt im 4. Jahrhundert. «Auf einem Weg allein kann man ein solch erhabenes Mysterium nicht erkennen.»



**Hüter des einen wahren Gottes:** Bischof Augustinus (354–430) tadelt Häretiker und Schismatiker.

Man vergleiche diese Toleranz der Heiden mit den wahren Gläubigen, die die biblischen Texte verfassten. Die vielen verlockenden Gottheiten der Heiden sind «keine Götter», schreibt der Prophet Jeremia (Jer 2, 11), eher schon «Teufel», wie der Apostel Paulus sagt, der, obschon römischer Bürger, die religiöse Toleranz der Römer verwarf: «Und obwohl es solche gibt, die Götter genannt werden, [...] wie es ja viele Götter und viele Herren gibt, so haben wir doch nur einen Gott [...]» (1. Kor 8, 5). Mit dem Ende des Römischen Reichs tritt christliche Glaubensstrenge an die Stelle dieses Pluralismus. «Aufs gewisse halte fest und zweifle in keiner Weise», wettete Bischof Fulgentius im 6. Jahrhundert:

«Nicht nur alle Heiden, sondern auch alle Juden, alle Häretiker und Schismatiker, die ausserhalb der gegenwärtigen katholischen Kirche sterben, werden in das ewige Feuer kommen, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.»

Das verweist natürlich auf die Offenbarung, in der Rom als das «grosse Babylon» beschrieben wird, als «Mutter der Hurerei und aller Gräuelt auf Erden» (Offb 17, 5). Und es wird prophezeit: «Bezahlt ihr, wie sie bezahlt hat, und gebt ihr zweifach zurück nach ihren Werken [...]. Wie viel Herrlichkeit und Üppigkeit sie gehabt hat, so viel Qual und Leid schenkt ihr ein» (Offb 18, 6f.). In den zwei Jahrtausenden, die seit der Niederschrift der Offenbarung

vergangen sind, haben strenggläubige Christen, von Savonarola bis hin zu David Koresh und seiner Sekte, immer wieder diese unerbittliche, brutale Botschaft verkündet.

Den gleichen heiligen Furor erleben wir bei zeitgenössischen Rechtgläubigen, die sich als Hüter des einen wahren Gottes betrachten. Wenn die Ajatollahs die Vereinigten Staaten als «grossten Satan» bezeichnen, erinnert das an Rom, das vielen aus ganz ähnlichen Gründen als das grosse Babylon galt. So, wie Taliban-Strassensperren in Kabul einst mit beschlagnahmten westlichen Audio- und Musikkassetten geschmückt wurden, verdamnten frühe Christen die Hure Babylon, weil sie mit ihrer reichen römischen Kultur alle Welt verführt habe. «Denn von dem Zorneswein ihrer Hurerei haben alle Völker getrunken, und die Könige

---

### Die westliche Welt ist, genau wie das klassische Rom, ein Markt von Religion und Spiritualität.

---

auf Erden haben mit ihr Hurerei getrieben, und die Kaufleute auf Erden sind reich geworden von ihrer grossen Üppigkeit» (Offb 18, 3).

Im Westen ist heute oft zu hören, auch der Islam brauche eine Reformation, genau wie die beiden anderen monotheistischen Religionen, die durch die Aufklärung zivilisiert worden seien. Eine solche Arroganz stösst Muslimen übel auf. Wer so argumentiert, übersieht, dass weder Judentum noch Christentum völlig frei sind von heiligen Kriegen, auch wenn deren Zahl nicht an die der Dschihadisten heranreicht. Immerhin war es ein orthodoxer Jude, der den israelischen Ministerpräsidenten Jitzhak Rabin umbrachte, und ein strenggläubiger Christ, der in einer amerikanischen Abtreibungsklinik einen Arzt tötete.

Die eigentlichen Unterschiede zwischen den drei monotheistischen Schwesterreligionen haben damit zu tun, dass der moderne Westen sehr viel mehr dem klassischen Rom ähnelt als jener Theokratie, die jüdische, christliche und muslimische Puristen bei der Lektüre ihrer heiligen Schriften vor Augen haben. Die westliche Welt ist, genau wie das klassische Rom, ein geschäftiger, lärmender Markt von Religion und Spiritualität. Und wie die Römer sind die meisten Leute im modernen Westen mit der religiösen Praxis anderer einverstanden, solange sie sich in ihren Auffassungen nicht eingeschränkt sehen. In diesem Sinn ist Religionsfreiheit ein heidnisches Erbe, und erst wenn wir den religiösen Pluralismus der heidnischen Welt akzeptieren, befreien wir uns von den schlimmsten Exzessen der Religion.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Jonathan Kirsch ist ein amerikanischer Rechtsanwalt und Buchautor. Er hat mehrere Bestseller über die Weltreligionen geschrieben.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Room</b>	★★★★★
	Regie: Lenny Abrahamson	
2	<b>Eddie the Eagle</b>	★★★★☆
	Regie: Dexter Fletcher	
3	<b>Batman v Superman</b>	★★★★☆
	Regie: Zack Snyder	
4	<b>Zootopia</b>	★★★★☆
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
5	<b>Spotlight</b>	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
6	<b>Hail, Caesar!</b>	★★★★☆
	Regie: Joel & Ethan Coen	
7	<b>Chocolat</b>	★★★★☆
	Regie: Roschdy Zem	
8	<b>10 Cloverfield Lane</b>	★★★☆☆
	Regie: Dan Trachtenberg	
9	<b>Mon roi</b>	★★★☆☆
	Regie: Maïwenn	
10	<b>Deadpool</b>	★★★☆☆
	Regie: Tim Miller	

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>Batman v Superman</b>	17 533
	Regie: Zack Snyder	
2 (3)	<b>Zootopia</b>	8813
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
3 (2)	<b>Kung Fu Panda 3</b>	7773
	Regie: Alessandro Carloni, Jennifer Yuh	
4 (-)	<b>Eddie the Eagle</b>	6115
	Regie: Dexter Fletcher	
5 (-)	<b>10 Cloverfield Lane</b>	4743
	Regie: Dan Trachtenberg	
6 (4)	<b>The Divergent Series: Allegiant</b>	4258
	Regie: Robert Schwentke	
7 (-)	<b>Miss You Already</b>	3855
	Regie: Catherine Hardwicke	
8 (6)	<b>London Has Fallen</b>	3240
	Regie: Babak Najafi	
9 (7)	<b>Der geilste Tag</b>	2700
	Regie: Florian David Fitz	
10 (5)	<b>My Big Fat Greek Wedding 2</b>	2377
	Regie: Kirk Jones	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Die Tribute von Panem (Impuls)</b>
2 (2)	<b>Heidi (Impuls)</b>
3 (1)	<b>Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)</b>
4 (4)	<b>Schellen-Ursli (Frenetic)</b>
5 (5)	<b>007 Spectre (Fox)</b>
6 (3)	<b>Arlo &amp; Spot (Disney)</b>
7 (6)	<b>The Last Witch Hunter (Ascot)</b>
8 (8)	<b>Fack Ju Göhte 2 (Rainbow)</b>
9 (7)	<b>Pan (Warner)</b>
10 (9)	<b>Alles steht kopf (Disney)</b>

Quelle: Media Control



Simple Dreiecksgeschichte: «Mountains May Depart».

### Kino

## Melancholischer Abgesang

Der preisgekrönte chinesische Film «Mountains May Depart» rechnet mit der rücksichtslosen Entwicklung des Landes ab – als brillantes Melodrama. *Von Wolfram Knorr*

Liangzi, Arbeiter in einer Kohlemine, und Jinsheng, aufgewirbelter Jungunternehmer mit gefräßigem Gebiss, scharwenzeln in ihrer Heimatstadt, der Provinzmetropole Fenyang, um die attraktive Tao, die es höchst vernünftig findet, umgarnt zu werden. «Du interessierst dich nur für dein Gesicht», sagt Liangzi zu ihr, während sie sich im Spiegel begutachtet. «Wie wär's, wenn du dich mal für meins interessieren würdest?» Dabei ist Liangzis Blick so leer wie eine grosse, abgelaufene Uhr. Und seine Zeit ist tatsächlich vorbei. Instinktsicher entscheidet sich Tao für die Zukunft, den ruchlos-fröhlichen Investor-Bullenbeisser Jinsheng. Sie bekommen einen Sohn, den der Vater Dollar nennt, und ziehen ins aufstrebende Schanghai, er steigt zum Grossunternehmer auf. Liangzi dagegen verdingt sich als Wanderarbeiter in einem Kohlebergwerk, heiratet, hat ebenfalls ein Kind, erkrankt an Lungenkrebs und kehrt deshalb nach Fenyang zurück. Dort erfährt er, dass Tao geschieden ist und ebenfalls wieder in die Stadt zurückgekehrt ist. Mit ihrem alten Vater leitet sie eine moderne, gutgehende Tankstelle. Ihren siebenjährigen Sohn sieht sie nur einmal wieder, bei der Beerdigung ihres Vaters, und Liangzi unterstützt sie finanziell für seine Chemotherapie.

«Mountains May Depart» von Jia Zhangke («A Touch of Sin») ist nur auf den ersten Blick

eine simple Dreiecksgeschichte über die Träume, Wünsche und Enttäuschungen junger Menschen aus der Provinz. Denn von Szene zu Szene wird die filigrane Lovestory immer mehr zu einer Polit-Parabel. Zhangke eckt als unbequemer Chronist immer wieder bei der staatlichen Zensur an. «A Touch of Sin» geriet so böseartig, dass der Film im Land verboten wurde. «Mountains May Depart» kommt dagegen auf den Samtpfoten eines Melo daher, das als emotionaler Polsterschaum die böse Wahrheit ein wenig abmildert.

Der Film ist in drei Kapitel, in drei Epochen, gegliedert. Er beginnt an Silvester im Jahr 1999, zur Jahrtausendwende, und es wird zu «Go West» der Pet Shop Boys ausgelassen getanzt. Jinsheng umgockelt Tao, kauft kurzerhand die Mine, in der Liangzi arbeitet, und schmeisst ihn raus, weil er keinen Rivalen duldet. Der zweite Teil spielt im Jahr 2014, Liangzi kehrt, schwer krank, mit Frau und Kind nach Fenyang zurück, und seine Frau bittet Tao um Hilfe. Diese gibt ihr Geld, dann stirbt Taos Vater, und sie trifft erstmals wieder ihren Sohn. Der dritte Teil spielt im Jahre 2025 in Australien, wo Jinsheng mit Dollar lebt, wieder mühsam Kantonesisch lernen muss und sich in eine viel ältere Lehrerin verliebt. Mit ihr findet er zu vagen Erinnerungen an seine Herkunft und seine Mutter.

So beginnt der Film schon formal im klassischen, fast quadratischen Format – wie es in der Zeit des Kommunismus üblich war –, mit trister Schuferei und klammheimlicher Konsum-Sehnsucht. Sukzessive weitet es sich zur Breitwand, je stärker der Sog des Westens wird. Der rabiate Aufschwung bietet keinen Platz mehr für Menschen wie Liangzi, die Zukunft gehört den Jinshengs, die allerdings im Katzenjammer enden und den Verlust von Identität und Tradition verzweifelt zu ignorieren versuchen. Das ist von hochemotionaler Sinnlichkeit. Ein melancholischer Abgesang. ★★★★★☆

## Weitere Premieren

**Abluka** — Die finstere Vision des türkischen Regisseurs Emin Alper ist wegen des anmassenden Verhaltens des türkischen Staatschefs von geradezu makabrer Aktualität. Kadir wird aus langer Haft entlassen (man erfährt nicht, warum er sass) und muss für den Geheimdienst den Müll seines Wohnviertels auf verdächtige Gegenstände untersuchen. Kadirs jüngerer Bruder Ahmet wohnt auch im Quartier, muss streunende Hunde erschiessen und verkriecht sich immer mehr in seiner Wohnung. Seinem Bruder, der den Kontakt zu ihm sucht, öffnet er die Tür nicht mehr. Klopfen, Klingeln, Telefonläuten – alles wird zum quälenden, fast schmerzhaften Geräusch. Ahmet will sich gewissermassen dem Leben entziehen, während draussen das Militär durch die düsteren Strassen dröhnt und Kadir immer wieder gedrängt wird, seine eigenen Leute zu verraten. Das ist von einer derartig gnadenlosen Beklemmung, dass man diesem Albtraum atemlos, magisch angezogen, folgt. Eine gnadenlose Polit-Parabel. ★★★★★☆



Gnadenlose Beklemmung: «Abluka».

## Fragen Sie Knorr

Ich war mit Freunden in «Aloys». Man soll ja auch Schweizer Filme unterstützen. Keiner von uns kapierte, worum es da ging. In irgendeinem Text wurde er mit Coppolas «The Conversation» verglichen. Geht's noch? W.H., Zürich



Soweit ich den Film begriffen habe, geht's um Einsamkeit. Aloys hat mit seinem Papa eine Privatdetektei, und der Vater ist gestorben, worüber der Filius offenbar nicht hinwegkommt. Er empfindet, im Angesicht der tristen Wohnsilos, seiner schäbigen Wohnung

lenden, fast schmerzhaften Geräusch. Ahmet will sich gewissermassen dem Leben entziehen, während draussen das Militär durch die düsteren Strassen dröhnt und Kadir immer wieder gedrängt wird, seine eigenen Leute zu verraten. Das ist von einer derartig gnadenlosen Beklemmung, dass man diesem Albtraum atemlos, magisch angezogen, folgt. Eine gnadenlose Polit-Parabel. ★★★★★☆

**Triple 9** — Eine Gruppe korrupter Cops plant den perfekten Banküberfall, schafft dies auch, wird aber von der Russenmafia gezwungen, einen weiteren, noch heikleren Coup für sie zu tä-



Heikler Coup: «Triple 9».

tigen. Auch wenn der Plot hinten und vorne nicht glaubwürdig ist, gelingt John Hillcoat («Lawless») ein atmosphärisch interessanter heist thriller mit einer moralisch reichlich kapputten Polizei. Neben Woody Harrelson sticht vor allem der unterschätzte Casey Affleck als brillanter Charakterkopf hervor. ★★★★★☆

**Francofonia** — Alexander Sokurovs Filme sind nicht jedermanns Sache («Faust»), und so ist auch sein jüngstes Opus über die Gefährdung der Kunst in Zeiten des Kriegs gnadenlos überfrachtet wie das Containerschiff, das mit Kulturgut an Bord durch haushohe Wellen stampft und zu kentern droht. Eine Gefahr, die auch den Film betrifft. ★★★★★☆

und der zahlreichen Aufnahmen von Observationen, so etwas wie schreckliche Trostlosigkeit seiner Existenz. Ich nehme an, bis dahin haben Sie das auch begriffen. Etwas wirt wird es mit der Dame, die ihm sein Equipment klaut und ihn ständig anruft. Die Einsamkeitsposen mit den aufdringlichen Fenstern und Spiegeln werden zur ungewollten Parodie auf Einsamkeit. Finde ich.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Die älteste Musik auf dem Planeten

Von Peter Rüedi

Das Duo eines Trompeters und eines Pianisten scheint die kargste Form improvisierter Interaktion. Sind die beiden Musiker aber Vijay Iyer und Leo Smith, genannt Wadada, blüht zwischen den beiden Polen ein ganzer Kosmos auf. Der 1971 als Sohn indischer Immigranten in den USA geborene Pianist, einer der weltweit meistbeachteten Jazzmusiker zurzeit, sagt vom dreissig Jahre älteren Trompeter, der im Umkreis der Chicago-Avantgarde der sechziger Jahre gross (aber nie angemessen berühmt) geworden war, während fast zwanzig Jahren sei der «mein Held, Freund und Lehrer» gewesen. Während fünf Jahren gehörte Iyer zu Wadadas Golden Quartet. «Zur breiten Palette der Gruppe gehörten «reine» Töne und verzerrte Klänge, Bewegung und Stille, Melodie und Geräusch. Oft bildeten Wadada und ich im Lauf der Musik eine Einheit in der Einheit und entwickelten spontan Duo-Momente.» Nun präsentieren die beiden ein Rezital ganz *alone together*, im Zentrum eine der indischen Künstlerin Nasreen Mohamedi gewidmete achteilige Suite mit dem Titel «A Cosmic Rhythm with Each Stroke». Der aus der improvisatorischen Vater-Sohn-Begegnung entstandene Dialog ist ebenso expressiv wie formbewusst, ganz im Sinn der Zeile aus einem Tagebucheintrag Mohamedis: «Doch muss man/ Gehen/ Nichts mehr/ Aus dem Chaos, Form – Schweigen.» Smith ist ein ungemein intensiver, immer melodiebezogener freier Improvisator mit einem jenseitig glänzenden Trompeten-Sound, agil wie Don Cherry und mächtig wie David Bowie; und Iyers verwobene Klavierkunst, mal einfühlsam bis an die Grenzen der Selbstpreisgabe, dann wieder als starker Gegenpart sich prägnant behauptend, ist, wie diese Musik insgesamt, unerhört. Einmalig, jenseits aller Kategorien. Überwältigend freie Musik, nur bedingt, was das Klischee «Free Jazz» meint. Wie sagt der aus dem Geist des Blues geborene Avantgardist Wadada Leo Smith: «Creative Music is the oldest music on the planet. It doesn't need to be revolutionized or updated.» Man lasse sich durch den Titel nicht verwirren: Dieses Zwiegespräch hinterlässt uns sprach- und fraglos jenseits aller spirituellen Überbauten.



Vijay Iyer/Wadada Leo Smith:  
A Cosmic Rhythm  
with Each Stroke. ECM 2486

## Alte Freunde

Verwaltungsratswahl bei Lindt & Sprüngli; neue Führung in der «Kronenhalle»; Bonhams kommt nach Zürich. Von Hildegard Schwaninger



Flamboyant: Thomas und Andrea Rinderknecht.

Rechtsanwalt **Thomas Rinderknecht** ist ein bekannter Wirtschaftsanwalt (Badertscher Rechtsanwälte AG) und als flamboyanter Typ bekannt. Er bewegt sich im St. Moritzer Jetset, spielt Polo und hat eine schöne blonde Frau: **Andrea Rinderknecht-Hofmann**. Sie war vorher mit dem bekannten Zürcher Onkologen **Victor Hofmann** verheiratet. Die Salzburgerin gründete und betreut das «Patientenforum»; Rinderknecht ist ihr Ehemann Nummer drei.

Thomas (für Freunde: Thomi) Rinderknecht ist ein enger Freund von Verleger **Jürg Marquard**, den er, wie er in einem NZZ-Interview wissen liess, «rund um die Uhr» betreut. Jetzt soll Thomas Rinderknecht Verwaltungsrat bei Lindt & Sprüngli werden. Auch der allmächtige Lindt-&Sprüngli-Präsident **Ernst Tanner** ist ein guter Freund des Anwalts. Rinderknecht fehlt



Neue Aufgabe: Christian Dangel.

nicht, wenn Tanner jedes Jahr Ende Juli in St.-Tropez seine grosse Geburtstagsparty gibt. Die Neuwahl von Rinderknecht zum Verwaltungsrat wird den Lindt-&Sprüngli-Aktionären an der Generalversammlung am 21. April vorgeschlagen. Verwaltungsräte sind **Antonio Bulgheroni**, **Rudolf K. Sprüngli** aus der hauseigenen Dynastie, **Elisabeth Gürtler**, die Besitzerin des Hotels «Sacher» in Wien. Als **Petra Schadeberg-Hermann** 2013 Verwaltungsrätin wurde, wurde der Vorwurf der freundschaftlichen Verfilzung laut. Denn: Tanner sitzt im Beirat der deutschen Bierbrauerei Krombacher, die Schadeberg-Hermann gehört. Entsprechende Vorwürfe liess Tanner unkommentiert.

Die Lindt-&Sprüngli-Aktie kostet zirka 72 000 Franken und ist die zweitteuerste Aktie der Welt (nach Berkshire Hathaway von Warren Buffet mit zirka 215 000 Dollar). Ernst Tanner wirtschaftet erfolgreich und bereitet den Aktionären Dauerfreuden. So ist zu erwarten, dass sie Rinderknecht als neuen Verwaltungsrat durchwinken werden. Damit steigert sich Rinderknechts Einkommen um 145 000 Franken im Jahr. So hoch ist das fixe Grundhonorar für Lindt-&Sprüngli-Verwaltungsräte.

Lange wusste man nicht, wer in der «Kronenhalle» der Chef ist, jetzt hat das grossartigste Restaurant von Zürich eine neue Führung. Das Dream-Team: Direktor **Christi-**

**an Dangel** und Restaurantleiter **Antonio Iannuzzelli**. Dangel tritt die Nachfolge von **Andreas Wyss** an, der altershalber zurücktritt, Iannuzzelli tritt in die Fusstapfen von **Paul Senn**, der im September 2011 abrupt die «Kronenhalle» verliess. Wyss und Senn, einst so gut befreundet, dass sie gemeinsame Motorradausflüge unternahmen, hatten sich entzweit. Senn übrigens hat wieder einen adäquaten Job: Er ist Gastgeber im «Quai 61», dem Restaurant am Mythenquai, Teil des Imperiums von **Freddy Burger**.

**B**onhams ist eines der ältesten Auktionshäuser der Welt (gegründet 1793, Hauptsitz in London), doch in der Schweiz noch wenig bekannt. Seit September 2015 arbeitet man an der Expansion nach Zürich. Wer könnte sich als Repräsentantin besser eignen als eine Tochter aus gutem Haus, die gut vernetzt ist und dank einem Zweijahresvolontariat bei Sotheby's in London Branchenerfahrung hat? Das ist **Andrea Bodmer**, eine aus dem weitverzweigten Klan der Patrizierfamilie Bodmer stammende Juristin. Sie ist die Tochter von **Hans Bodmer** (Vermögensverwaltung), Mitte dreissig und bildhübsch (ihr Gesicht erinnert an das von **Angelina Jolie**). Ihre Aufgabe ist es, Bonhams in der Schweiz bekannt zu machen und – die vermutlich schwierigste Aufgabe im Auktionsgeschäft – an die wertvolle Ware zu kommen, die versteigert werden soll. Sothe-



«Massgeschneiderte Lösungen»: Andrea Bodmer.

by's, Christie's und die Galerie Koller sind harte Konkurrenten. Was könnte einen Sammler motivieren, ausgerechnet zu Bonhams zu gehen, wenn er seinen Besitz versteigern lassen will? Bodmer: «Wir können, da wir klein sind, massgeschneiderte Lösungen anbieten. Ein Bild, ein Schmuckstück oder ein Auto, das im Katalog eines grossen Hauses keinen hohen Stellenwert hat, kann bei uns auf die Titelseite kommen, was die Verkaufsmöglichkeit natürlich steigert.»

«Die Arbeit ist erfüllend und herausfordernd», meint Bodmer. Auch der Frau aus privilegiertem Haus wird nichts geschenkt. «Ich muss hart arbeiten, London macht viel Druck.»

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Grosse Liebe

Die Kinderärztin Jennifer Arnold, 40, und der Unternehmer Bill Klein, 41, sind seit acht Jahren verheiratet. Das Lebensmotto der Familie lautet: «Wir wollen Grosses schaffen».



Laune der Natur: Ehepaar Klein-Arnold.

**Jennifer:** Ich messe knapp einen Meter, bin also so gross wie ein dreijähriges Kind. Es gibt verschiedene Arten des Kleinwuchses, ich glaube, ich darf sagen, dass ich winzig, jedoch wohlproportioniert bin. Meine Eltern sind beide grossgewachsen, ich bin also eine Laune der Natur.

**Bill:** Bei mir begannen die Probleme als Teenager. Man will gleich sein wie alle anderen, und die Durchhalteparolen jener Menschen, die einen sowieso lieben, bringen nicht viel. Die Männlichkeit war auch ein Thema, man muss gross und stark sein, um sich durchzusetzen, um ernst genommen zu werden. An der Universität gab es Phasen, in denen ich unter starken Depressionen litt und zu viel trank. Ich erkannte glücklicherweise, dass die Körpergrösse zwar einen Einfluss auf das Verhalten der Leute im sozialen Umfeld hat, man dieses aber mit dem Willen und der Bereitschaft, mehr zu leisten als der Rest der Welt, verändern kann.

**Jennifer:** Mich fand man immer süss, doch ich wollte etwas anderes. Heute arbeite ich an einem grossen Spital als Kinderärztin. Überall gibt es Hocker und Spezialerhöhungen, damit ich meinen Kollegen in die Augen sehen kann. Logisch, mögen mich die kleinen Kinder sehr: Sie meinen, ich sei eine Kollegin aus dem Kindergarten.

**Bill:** Zu meinem Glück trug definitiv die Verbindung mit Jennifer bei, denn sie lehrte mich, manche Limiten ohne Bitterkeit zu akzeptieren und andere dezidiert zu überschreiten.

**Jennifer:** Wir lernten uns offenbar als Zehnjährige in einem Spital kennen. Bill erinnert sich an jedes Detail. Ich sei schlechter Laune gewesen, sagt er, denn ich erholte mich gerade von einer Operation, die er bereits hinter sich hatte. Jahrzehnte später erneuerten wir den Kontakt über eine Partneragentur für kleinwüchsige Menschen, und aus Freundschaft wurde eine grosse Liebe. Vor acht Jahren haben wir geheiratet. Heute leben wir in einem wunderbaren eigenen Haus, haben viele Hobbys, ein reges Sozialleben und sind beruflich erfolgreich. Wir haben vieles geschafft. Allerdings versuchten wir jahrelang, Kinder zu bekommen, und dann entschlossen wir uns glücklicherweise zur Adoption.

**Bill:** So kam unser Sohn Will als Dreijähriger zu uns. Er lebte bis dahin in einem chinesischen Waisenhaus. Er war sofort unser Ein und Alles, ich liebe ihn abgöttisch. Meine Frau und ich sind begeisterte Eltern. Die eigenen Erfahrungen helfen heute, denn wir wissen, wie aus kleinwüchsigen Kindern starke, glückliche und anerkannte Persönlichkeiten werden können, die die Widrigkeiten des Lebens meistern.

**Jennifer:** Wenig später adoptierten wir die damals zweijährige Zoey. Sie stammt aus Indien. Wir machten zusammen eine schwierige Zeit durch, es tat mir so leid, dass sich unserer Tochter am Anfang unwohl fühlte. Doch wir näherten uns einander in kleinen Schritten an, und heute sind wir eine glückliche Familie.

**Bill:** Während ich mit Will Männersachen unternehme, gehen die Girls manchmal shoppen. Meine Frau ist ein richtiges Girlie mit Schränken voller Kleider, Schuhen und Taschen. Mit Zoey, die in der Zwischenzeit vierjährig ist, spaziert sie in die schicksten Kinderboutiquen, drei Stunden später kommen die beiden mit Outfits nach Hause, die sie dann abwechselnd tragen.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Frauenquoten

Von Andreas Thiel — Von der muslimischen Gruppenehe.

**Sozialdemokrat:** Geht es dir bei Abstimmungen auch oft so, dass deine Stimme von der Stimme deiner Frau aufgehoben wird?

**Muslim:** Im Islam kann es sogar vorkommen, dass du von deinen Frauen überstimmt wirst.

**Sozialdemokrat:** Darfst du als Muslim wirklich mehrere Frauen haben?

**Muslim:** Es ist dir nur erlaubt, wenn du es dir leisten kannst.

**Sozialdemokrat:** Aha! Der Islam ist also ein kapitalistischer Selbstbedienungsladen. Wer hat, der kriegt noch mehr.

**Muslim:** In Kriegsgebieten leben nun einmal mehr Frauen als Männer. Beziehungsweise: Es überleben mehr Frauen als Männer. Und da der Koran den Krieg vorschreibt, ist der Islam besonders betroffen davon. Weil Allah aber gerecht ist, hat er in seiner unermesslichen Güte seinen Gotteskriegern erlaubt, sich mehrere Frauen zu nehmen.

**Sozialdemokrat:** Dann hoffe ich, dass die Frauen im Islam wenigstens gerecht verteilt werden.

**Muslim:** Keine Angst, die Frauen finden reisenden Absatz. Die meisten sind weg, bevor sie geschlechtsreif sind.

**Sozialdemokrat:** Ja, aber wenn jeder nur so viele haben darf, wie er sich leisten kann, dann bedienen sich die Reichen, während die Armen leer ausgehen.

**Muslim:** Die Armen erhalten Almosen von den Reichen. Auch das verlangt der Koran.

**Sozialdemokrat:** Das ist doch bloss eine Ablasszahlung. Die Frauen im Islam müssen gerecht umverteilt werden. Auch diejenigen, die es sich nicht leisten können, sollen eine Chance haben, sich mehr als eine Frau zu nehmen. Vielleicht müsste man eine staatliche Frauenquote für Ehen einführen.

**Muslim:** Gälte diese Frauenquote auch für Homo-Ehen?

**Sozialdemokrat:** Jetzt sag bloss, Homosexuelle dürften im Islam auch in Gruppen heiraten ...



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Sprung über Rhein und Vorurteil

Von Peter Rüedi



Vorurteile haben mitunter ein langes Leben, im Zusammen-(oder besser: Nebeneinander-)leben von Deutschen und Schweizern besonders. Profitieren Schweizer im grossen Kanton nach wie vor vom unausrottbaren Charme des Diminutivs (als Dramaturg in Berlin habe ich es seinerzeit bald aufgegeben, meinen Schweizer Akzent zu verbergen, ich nutzte schamlos den «Emil-Effekt»), beargwöhnen Schweizer ihre Nachbarn, die Dürrenmatt in einem Gedicht nach dem Krieg «die Primusse der Menschheit in jeder nur denkbaren Lage» nannte. Was den Wein betrifft, haben Schweizer inzwischen ihre Meinung von deutschen Weissen revidiert. Bei den Roten, zumal dem Pinot noir, akzeptieren sie das Primat der burgundischen Originale. Keinesfalls lassen sie sich aber von Deutschen zeigen, was eine Harke ist (um bei der Landwirtschaft zu bleiben). Sie schneiden sich damit ins eigene Fleisch. Denn nicht nur bei den Weissweinen, allen voran bei den Rieslingen, sind die «Primusse» *top of the world*. Die grössten Qualitätssprünge haben in den letzten Jahren ihre Blau- oder Spätburgunder gemacht. Was zu beweisen ist, und zwar am sinnfälligsten nicht mit einem «grossen Gewächs» (bei welchem Ausdruck hierzulande ja schon manch einer leer schluckt und im Kopf den «Badenweiler» hört), sondern mit der Reserve RS von Konrad Salwey aus Oberrotweil am Kaiserstuhl, dem Vulkan neben Freiburg im Breisgau. Konrad Salwey leitet da in dritter Generation einen Betrieb von 23 Hektaren. Seine grossen Lagen heissen Eichberg, Kirchberg und Henkenberg, aber Manfred Lüer hat schon recht, wenn er sagt: «Gerade an den vermeintlich kleinen Gewächsen merkt man den Unterschied zwischen der Alltagsweinwelt am Kaiserstuhl und den Mini-Granaten von Salwey.» Auch im schwierigen Jahr 2013. Der Spätburgunder RS trocken 2013 ist ein fruchtiger, aromatischer, mineralischer, eigenständiger Pinot mit schönem Säurespiel, viel Kraft und Finesse. Lohnt den Sprung über Rhein und Vorurteil!

Salwey, Spätburgunder RS Reserve Salwey 2013.  
13%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 23.– [www.peterkuhnweine.ch](http://www.peterkuhnweine.ch)

## Bodenständig, aber besonders

Der «Tannenhof» am Arlberg gehört zu einer sehr exklusiven Art von Hotels. In der Küche steht ein Brite mit Schweizer Vergangenheit. Von David Schnapp



Persönliche Gastfreundschaft auf höchstem Niveau: James Baron, St. Anton.

Zu den goldenen Regeln des Journalismus gehört, dass Superlative zu meiden sind. Man sagt, es mache eine Sache unglaubwürdig. Deshalb fange ich mal so an: Der «Tannenhof» in St. Anton am Arlberg ist das beste Hotel, das ich bisher besucht habe. Klar, es gibt sicher auf St. Barths auch exklusive Häuser – sogar mit Meerblick. Auf den Malediven soll es auch sehr schön sein. Aber nach St. Anton braucht man von Zürich aus bloss etwa zweieinhalb Stunden mit dem Auto.

Als «Rückzugsort für anspruchsvolle Genieser» bezeichnet sich das Hotel «Tannenhof», es bietet persönliche Gastfreundschaft auf höchstem Niveau. Wer sehen will oder gesehen werden möchte, der muss nach Monte Carlo oder St. Moritz. In St. Anton hingegen kann man sich verstecken. Die Zahlen sind eindeutig: sechs Suiten, eine Mastersuite, 24 Angestellte und höchstens sechzehn Gäste; die Preise pro Nacht beginnen im Winter bei rund 2000 Euro, im Sommer bei 550 Euro.

Dafür bekommt man eine luxuriöse, persönliche Grosszügigkeit geboten, die einen bald einlullt wie die warme Luft in der Sauna des Wellnessbereichs. Zum Wohlfühlambiente gehören bewusst auch die kulinarischen Disziplinen. Wer sein Zimmer erstmals betritt, bekommt aus der Küche eine hübsche Auswahl süsser Kleinigkeiten wie Macarons, Marshmallows oder Kuchen geschickt.

Dafür ist James Baron verantwortlich. Der Brite hat eine Schweizer Vergangenheit als Souschef von Andreas Caminada und pflegt in St. Anton eine Küche, die perfekt zum Haus passt: edel im Geschmack und in der Auswahl der Produkte, aber unaufgeregt in der Präsentation. Angeber-Teller werden nicht aufgetragen – Baron will, dass man schmeckt, was man sieht –, *what you see is what you get*, wie der Engländer sagt.

Zu den Höhepunkten des Abendmenüs, das ich im «Tannenhof» gegessen habe, gehörten die Brioche-Croissants mit handgeschlagener Rohmilchbutter, die Entenleber mit Quitten-Tarte-Tatin, Cicorino rosso und Périgord-Trüffel oder der perfekt gebratene Zander mit Schwarzwurzeln, Zitrone und Kapern. Der hervorragende Hauptgang in zwei Teilen begann mit einer Kalbskopfterrine, Senfvinagrette und einem Salat aus Kalbskopfscheiben und Randen, es folgt der Klassiker Kalbstafelspitz. Pastinake und Mandarine gaben dem Gericht eine angenehme erdige, süss-säuerliche Note. Ein Gericht, ganz so wie das Haus, in dem es serviert wird: bodenständig, aber besonders.

Hotel/Restaurant Tannenhof, Nassereinerstrasse 98,  
St. Anton (Österreich). Tel. +43 5446 30311.  
Täglich geöffnet, Ferien Mai/Juni und Oktober/November  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Luxus inklusive

Im neuen Lexus RX mit Hybridsystem fällt man auf – aber niemals unangenehm. Von David Schnapp

Es gab eine Zeit, da waren Lexus-Modelle solide, aber eher unscheinbare Autos – technisch bemerkenswert, optisch unscheinbar. Eine Ausnahme war in neuerer Zeit der LF-A, ein Supersportwagen, den Lexus bis 2012 leider in einer überschaubaren Auflage von bloss 500 Stück baute. Es war gleichzeitig ein Beleg für die Coolness der Marke. Man entwickelte mit Yamaha einen V10-Front-Mittelmotor, baute eine eigene Fabrik für die

Fertigung des Wagens, und nach 500 davon war Schluss.

Als Nächstes folgte eine neue Formensprache, die im neuen Lexus RX 450h ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht hat: kantig, forsch und scharf geschnitten. Im trapezförmigen Frontgrill sitzen schmale Leuchten, die gefährlich aussehen, aber eigentlich ist der Lexus harmlos. Das ist kein SUV, in dem man mit bollerndem Motor vorfährt, um die Macht des Stärkeren unter Beweis zu stellen. Im RX fällt man auf, aber niemals unangenehm.

### Lexus RX 450h Excellence

Leistung: 313 PS/230 kW, Hubraum: 3456 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h  
Preis: Fr. 89 900.– Testauto:  
Fr. 94 520.–



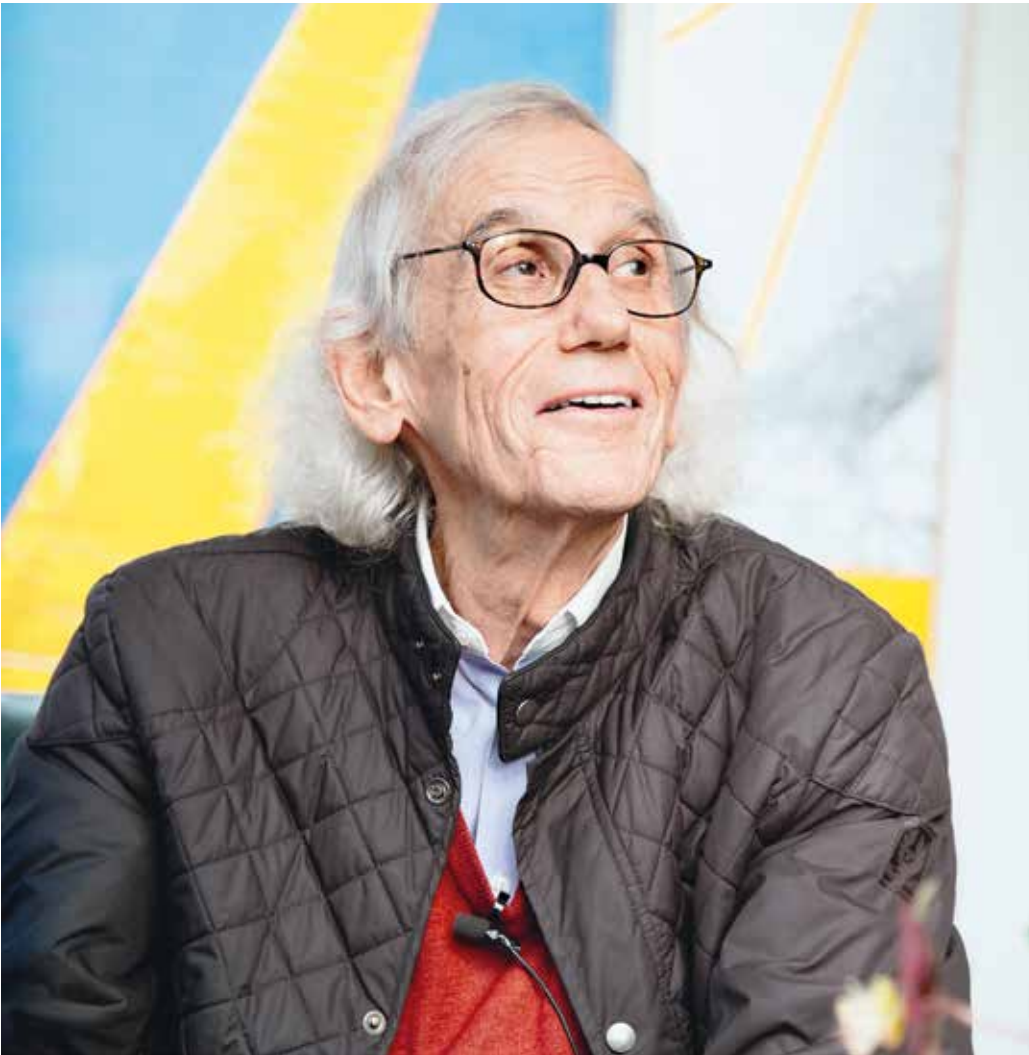
### Bitte Blinker betätigen

Als ich einmal in Zürich losfahren wollte, wurde ich auf die Handzeichen eines Passanten aufmerksam. Der Mann fragte, ob ich den Blinker nochmals betätigen könne. Ich verstand nicht recht, kam der Bitte aber nach und stellte mich vor das Auto. Der Mann hatte grösste Freude an den sequenziellen Blinkern, deren Licht sich von innen nach aussen aufbaut. Solche vermeintliche Kleinigkeiten ma-

chen den Lexus aus. Die Japaner nennen es *omotenashi*, die Kunst der Gastfreundschaft. Dazu gehören Details wie die in der Tiefe verstellbaren Getränkehalter, die sich der Grösse des Gefässes anpassen. Oder die lautlose Eleganz, mit der sich die automatischen Seitenfenster schliessen. Oder das beleuchtete Ablagefach unter der mittigen Armlehne vorne.

Der grosse Lexus folgt der Idee einer luxuriösen Limousine mit erhöhter Sitzposition. Es gibt zwar ein innovatives Allradsystem, aber der RX 450h ist nicht das Auto, um damit in die Wildnis zu fahren, selbst wenn es das könnte. Vor allem in der Ausführung «Excellence» ist es in erster Linie ein wunderbares Reisefahrzeug, viel Luxus inklusive: Highend-Soundsystem, feines Leder und spezielle Holzapplikationen, die ihre besondere Optik der Lasergravurtechnik von Yamaha verdanken.

Der Komfort zeigt sich aber auch in der ausgefeilten Sicherheitstechnik, dem adaptiven Fahrwerk und dem Hybrid-Antriebssystem mit Sechszylinder-Benzinmotor sowie zwei Elektromotoren, die zusammenspielen wie ein guteingeübtes Kammerorchester. Der EU-Normverbrauch von 5,2 Litern ist zwar kaum zu erreichen, aber auch mit 8 Litern während meiner Testfahrten ist der Lexus RX 450h in seiner Gewichtsklasse (rund 2,2 Tonnen) gut unterwegs. Das macht dieses Auto aus, man ist gerne damit unterwegs.



«Möglicherweise bin ich noch da»: Künstler Christo, 80.

MvH trifft

## Christo

Von Mark van Huissing — Ein Gespräch über Geld und Zeit – mit dem am schlechtesten bezahlten Star der Kunstwelt.

Wie fühlen Sie sich kurz bevor ein grosses Vorhaben, das Sie realisiert haben, der Öffentlichkeit übergeben wird? [«The Floating Piers» ist ein drei Kilometer langer, sechzehn Meter breiter, mit dahliengelbem Stoff überzogener schwimmender Steg, der zwei Inseln im oberitalienischen Iseosee mit dem Festland verbindet; fürs Publikum geöffnet vom 18. Juni bis 3. Juli 2016.] Sind Sie aufgeregt? – «Natürlich bin ich aufgeregt – wir haben bloss noch Monate, um das Projekt fertigzustellen. Hunderte Leute arbeiten zurzeit daran in Deutschland [wo der Stoff hergestellt wird], Italien, wo es stattfinden wird, und an anderen Orten.» – «Bei Ihnen ist nach einem Projekt vor einem Projekt, nicht wahr?» – «Ja, Jeanne-Claude und ich haben immer an mehreren Projekten zeitgleich gearbeitet. Weil wir nie wussten, welches Projekt eine Bewilligung bekommen würde. Und sobald wir eine Bewilligung hatten, haben wir unsere Ressourcen – Energie, Geld und Weisheit

– in dieses Projekt investiert. Bevor wir dann zu den anderen Projekten zurückkehrten.»

Christo Vladimirov Javacheff, 80, ist ein in Bulgarien geborener Künstler, der in New York lebt und seit 1973 Amerikaner ist, nachdem er zuvor siebzehn Jahre staatenlos gewesen war. Bekannt wurde er durch Verhüllungsaktionen, die er seit den 1970er Jahren zusammen mit seiner Frau Jeanne-Claude de Guillebon durchführte; Jeanne-Claude starb vor sieben Jahren. Das Paar verhüllte beispielsweise elf Inseln in der Biscayne Bay bei Miami (1983), den Pont-Neuf in Paris (1985, neun Jahre Vorlauf), den Reichstag in Berlin (1995, 23 Jahre Vorlauf) oder 178 Bäume im Berower Park der Fondation Beyeler in Riehen (1998, 32 Jahre Vorlauf). Andere Werke waren etwa «The Umbrellas», wofür 1990 in Japan und Amerika 1340 blaue respektive 1760 gelbe, sechs Meter hohe Schirme aufgestellt wurden, oder «The Gates» (2005, Vorlauf: 26 Jahre) – 7503 im New Yorker Central Park auf-

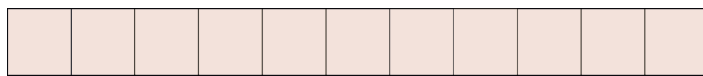
gestellte Tore, von denen safrangelbe Stoffbahnen herabhingen. Die Kosten dieses Werks betragen 21 Millionen Dollar (Quelle: Wikipedia); die Künstler haben auch dafür kein Geld von Sponsoren oder Subventionen angenommen. Stattdessen verwendeten sie, wie immer, Einnahmen aus dem Verkauf von Zeichnungen (Unikate oder niedrige Auflagen) sowie Postkarten, Souvenirs et cetera (hohe Auflagen) der Werke. Dieses Gespräch fand statt im Februar in der Galerie Gmurzynska in St. Moritz anlässlich der Eröffnung der Ausstellung «Christo and Jeanne-Claude – Works in Progress», wo Zeichnungen angeboten werden, mit denen Christo die Kosten weiterer Vorhaben decken will.

«In der Vergangenheit, nehme ich an, kämpften Sie vor allem gegen Bürokraten, um Ihre Aktionen durchzubekommen...» – «Ja, immer.» – «... jetzt kämpfen Sie wahrscheinlich vor allem gegen die Zeit?» – «Nein, es hat sich nichts geändert: In den letzten Monaten bevor ein Projekt realisiert wird, finden wir uns am Ort ein, wo das Vorhaben stattfindet und wo alles zusammenfliesst. Zuvor bin ich irgendwo, die Vorarbeiten eines Projekts, die Logistik, werden *off-site* geleistet.» – «Was ich meinte: Mit, sagen wir, 45 kämpft man gegen Bürokraten, weil man Zeit hat. Mit 80, stelle ich mir vor, kämpft man gegen die Zeit... Wenn einer sagt: «Gut, Sie können es machen, in fünfzehn Jahren...»» – «Möglicherweise bin ich dann noch da... Aber, ja, das stimmt, ich kämpfe gegen die Zeit. Und ich kämpfe hart. Denn seit unserem «The Gates»-Projekt vor elf Jahren habe ich nichts mehr realisiert. Auch darum bin ich so eifrig an den «Floating Piers» dran, und weil ich es gern tue. Aber man braucht noch etwas anderes neben Zeit: Glück. Wäre Frau [Rita] Süßmuth nicht gewählt worden [zur Präsidentin des Bundestags], wäre das Reichstagsprojekt wohl nie bewilligt worden. Und wäre Mrs Bloomberg [Susan Brown, Ex-Frau von Michael Bloomberg, ehemaliger Bürgermeister New York City] keine Freundin von uns, wäre «The Gates» wohl nie bewilligt worden.»

«Die Preise von Kunstwerken steigen, Künstler werden reich, aber Sie sind ein Angestellter der Christo Corporation und verdienen 80 000 Dollar im Jahr – sind Sie enttäuscht?» – «Ich verstehe die Frage nicht.» – «Möchten Sie nicht mehr Geld? Sie sind doch die Christo Corporation...» – «Das ist mir egal, ich will nicht Geld, ich will Projekte realisieren. Die Corporation braucht Geld, sie zahlt die Rechnungen, ich brauche kein Geld.» – «In Ihrem Haus in Manhattan gibt es keinen Lift, in Ihrem Atelier keinen Stuhl...» – «Stimmt, Treppensteigen hält fit. Ich arbeite fünfzehn Stunden am Tag, im Stehen, ich bewege mich lieber, als rumzusitzen. Oft mit leerem Magen, so bin ich agiler.»

Sein liebstes Restaurant: «Ich esse gern gut, aber ich interessiere mich nicht für Restaurants.» – «Essen sie immer noch täglich Knoblauch?» – «Ja, jeden Morgen einen ganzen rohen Knoblauch, mit Joghurt, das ist gesund.»

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20									21		
22	23					24	25		26					
27					28						29	30		31
			32	33					34	35				
36		37					38	39						40
41										42				
43								44					45	
46										47				



**Lösungswort** — Überspannte Träumerei  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Ganz schön abgehobener Passagier. 8 Dieser Weizmann: siebter israelischer Präsident. 11 Eine ältere, formal knappe Ausgabe. 12 Der Konservative begegnet ihm skeptisch. 14 Es führt schroff vom Land zum Wasser. 15 Trauerspiel, leider längst nicht nur Spiel. 17 Etwa so: Tut der Pfadi eine gute, ist ihm wohl zumute. 18 Da ist klar: von gleicher vornehmer Abkunft. 19 Bei Gott, da heisst es Abschied nehmen. 21 Welch ein Mann, das lässt sich von Andrea Camilleri sicher sagen. 22 Gesucht jener Clément: Dichter, Stilist, 16. Jahrhundert. 24 Sagen wir: eine Handvoll, vielleicht aber auch zwei. 27 Erhoffte Frühlingsaussicht auf hiesige Strassenverhältnisse. 28 Gar kein englischer Rasen, im Gegenteil: unordentlich. 29 Schwefel: nicht teuflisch sondern griechisch. 32 Muss kein Geheimnis sein, wenn er Künstlern hilft. 34 Ein solches Treffen machen Jungs unter sich aus. 36 Das Mauswiesel ist einer, der Riesenotter auch. 38 Zurzeit wird sie vielen erschwert, gerade in Ungarn. 41 Lustig stimmen geht so ganz einfach. 42 Das Seidengewebe passt bestens zu Titan. 43 Papua-Neuguinea, Huongolf: Dort liegt die Stadt. 44 Er ist sein eigener Folterknecht. 45 Sie ist mit der Chemie eng verbandelt. 46 Er nimmt bestimmt am Wettkampf teil. 47 Eine Angelegenheit des Herzens, doch völlig unromantisch.

**Senkrecht** — 1 Als namensgebende Scheibe verkaufter Käse. 2 Mit ihm ist Halbzeit der Fastenzeit. 3 Teil des Abschieds, traurig wie immer beim letzten Mal. 4 Die Vertiefung gibt sich gerne sprichwörtlich. 5 Machen Pfadfinder und Fans besonders gerne. 6 Die Ansammlung von Wasser hat sich mindestens verdoppelt. 7 Umwandlungsfähige Kraftmaschine. 8 Klingt planetarisch, was Pflanzen mögen. 9 Am Boden, aber gar nicht wie man es gerne mag. 10 Die liebliche griechische Muse, für Italiener fast schon abwegig. 11 Da ist nach kurzem Lauf wenig Schnauf. 13 Es lächelt der See und ladet bei Locarno zum Bade. 16 Marcello, jener italienische Bischof der Armen. 20 Den Sparus aurata kennen Fischliebhaber so. 23 Er ist so eine Art Vorläufer des Roboters. 25 Schon eher intim, und also nicht fürs breite Publikum. 26 Kurz: Internationaler Standard für digitales Telekommunikationsnetz. 28 Womit das Spiel zusätzlich Kopfzerbrechen bereitet. 30 Sie versprechen Gesundheit, man kann nur hoffen. 31 Was die Spanische Treppe für Rom, ist die Potemkinsche dort. 33 Er ist laut Max Frisch die Voraussetzung für die Langleweiligkeit. 35 Dazwischen in der Türkei. 36 Auf dem Weg ins Seetal dorthin. 37 Behaglichkeit dank ihrer göttlichen Hilfe. 39 Richtig zusammengesetzt ergibt es eine eins. 40 Gewebe mit Glanz und Eleganz.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 461**

T	U	N	D	R	A		B	R	U	E	S	S	E	L
A		I		A	P	N	O	E		D		T	R	E
K	A	R	A	T	E		B	E	M	A	L	U	N	G
A	L	O	R	S		S	E	D	I	M	E	N	T	E
	T		M	A	J	O	R		T		I	D	E	N
H	A	M	A	M		F		S	T	U	T	E		D
O	M	A	N		M	O	L	K	E		U	N	K	E
M	I	N	I	B	A	R		A	L	A	N		A	
B	R	A		I	N	T	E	L	L	I	G	E	N	T
R	A	S	T	E	N		S	P	A	R		L	E	O
E		S		N	E	W	S		N	E	I	G	E	N
	B	E	S	E	N		O	D	D	S		I	L	E

**Waagrecht** — 1 TUNDRA 5 BRUESSEL 11 APNOE 12 TRE (it. für drei, tree: engl. für Baum) 13 KARATE (jap. f. leere Hand) 16 BEMALUNG 19 ALORS (franz. für also) 20 SEDIMENTE 21 MAJOR 22 IDEN 23 HAMAM (türk. Dampfbad) 25 STUTE (weibl. Kamel; güst: unfruchtbar, keine Milch gebend) 26 OMAN (Maskat ist Hauptstadt d. Sultanats Oman) 27 MOLKE 28 UNKE (Das Märchen von der Unke) 30 MINIBAR 32 ALAN (poln. Vorname) 34 BRA 35 INTELLIGENT 39 RASTEN 40 SPAR 41 LEO 42 NEWS 43 NEIGEN 44 BESEN 45 ODDS 46 ILE (franz. f. Insel, Boileau war franz. Autor)

**Senkrecht** — 1 TAKA 2 NIRO (noir: franz. f. schwarz) 3 RATSAM 4 APE (engl. f. Menschenaffe) 5 BOBER 6 REED (Rede) 7 EDAM (-er) 8 STUNDEN 9 ERNTE 10 LEGENDE 14 ALTAMIRA 15 ARMANI 17 MITTELLAND 18 LEITUNG 20 SOFORT 23 HOMBRE (span. f. Mann) 24 MANASSE 25 SKALP (auch Kopfschwarte) 27 MANNEN 29 KANEEL 31 BIENE 33 (Buenos) AIRES 36 ESSO (Slogan von Esso: Tu den Tiger in den Tank) 37 ELGI (geil) 38 TONE

**Lösungswort** — DERMATOLOGE



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



TOYOTA

ALWAYS A  
BETTER WAY

# PRIUS

## HYBRID-POWER FÜR HÖCHSTE EFFIZIENZ



LEASING  
JETZT AB  
**0,9%**

Der neue Prius ab sensationellen CHF 34'500.-\*

INTELLIGENTES DESIGN, **NEUESTE TECHNOLOGIE** UND DANK TOYOTA HYBRID-POWER HÖCHSTE EFFIZIENZ. MIT **NUR 3,0 L/100 KM\*** IST DER PRIUS DAS VORBILD IN SACHEN VERBRAUCH. GEPAART MIT DEM MODERNSTEN **MULTIMEDIASYSTEM**, INKL. KABELLOSER SMARTPHONE-LADESTATION, SETZT ER IN SEINER KLASSE NEUE MASSSTÄBE. DAS FORTSCHRITTLICHSTE SICHERHEITSPAKET **TOYOTA SAFETY SENSE** VERLEIHT IHNEN ZUSÄTZLICH EINEN SECHSTEN SINN AM STEUER. **DER PRIUS** GIBT SCHON HEUTE **DIE ANTWORT** AUF DIE FRAGEN **VON MORGEN.**

toyota.ch



**Yaris Hybrid**  
Der kleinste Vollhybrid



**Auris Hybrid**  
Der kompakte Vollhybrid



**Auris Hybrid Touring Sports**  
Der Kombi unter den Vollhybriden



**Prius+ Wagon Hybrid**  
Das Raumwunder



**RAV4 Hybrid**  
Das Beste aus zwei Welten

\* Empf. Netto-Verkaufspreis, inkl. MwSt. **Prius Hybrid Sol**, 1,8 VVT-i HSD, 5-Türer, 90 kW (122 PS), CHF 34'500.-, Ø Verbr. 3,0 l/100 km, CO<sub>2</sub> 70 g/km, En.-Eff. A. Abgeb. Fahrzeug: **Prius Hybrid Sol Premium**, 1,8 VVT-i HSD, 5-Türer, 90 kW (122 PS), CHF 36'900.-, Ø Verbr. 3,3 l/100 km, CO<sub>2</sub> 76 g/km, En.-Eff. A. **Yaris Hybrid Sol Premium**, 1,5 VVT-i, 74 kW (100 PS), 5-Türer, Ø Verbr. 3,6 l/100 km, CO<sub>2</sub> 82 g/km, En.-Eff. A. **Auris Hybrid Touring Sports Style**, 1,8 HSD e-CVT, 5-Türer, 100 kW (136 PS), CHF 35'100.-, Ø Verbr. 4,0 l/100 km, CO<sub>2</sub> 92 g/km, En.-Eff. A. **Prius+ Wagon Hybrid Sol Premium**, 1,8 HSD e-CVT, 5-Türer, 100 kW (136 PS), Ø Verbr. 4,4 l/100 km, CO<sub>2</sub> 101 g/km, En.-Eff. A. **RAV4 Hybrid Style FWD**, 2,5 VVT-i, 145 kW (197 PS), Ø Verbr. 5,0 l/100 km, CO<sub>2</sub> 116 g/km, En.-Eff. B. Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 139 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,90%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Das 0,9%-Leasing ist gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. März 2016 bis 30. Juni 2016 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen.